

KORRESPONDENZ

1315

BERICHTE
MEINUNGEN
DOKUMENTE



25. Dezember 2011

KULTURPOLITISCHE



Herausgeber: Stiftung Deutsche Kultur im östlichen Europa – OKR, Kaiserstraße 113, 53113 Bonn, Telefon (02 28) 2 89 33 12, -3, Fax (02 28) 2 89 33 14, E-mail: georgaescht@arcor.de · Chefredakteur: Georg Aesch · Textnachdruck in Zeitungen und Zeitschriften honorarfrei bei Quellenangabe (KK), 2 Belegexemplare erbeten · Artikelübernahme in Bücher und Broschüren bedarf der jeweiligen Vereinbarung mit dem Autor · Bildabgabe leihweise auf Anforderung · Für unverlangte Einsendungen wird nicht gehaftet · Verlag: Westkreuz-Verlag GmbH Berlin/Bonn · Herstellung: Westkreuz-Druckerei Ahrens KG Berlin/Bonn, Töpchiner Weg 198/200, 12309 Berlin, Telefon (0 30) 745 20 47, Fax (0 30) 745 30 66, Internet: www.westkreuz.de

INHALT

Klaus Weigelt

Sucher jenseits der eigenen Ämter

Sieghard Rost schenkt uns zu seinem 90. ein Buch 3

Martin Schmidt

Diese Parallelen berühren sich nicht im Unendlichen

Die Rußlanddeutschen wollen das bleiben und geben, was sie sind 5

Dieter Göllner

Rheinischer Froh-, schlesischer Tief-, historischer Sinn

Kölner Feierlichkeiten zum Jubiläum der Breslauer Universität 8

Dietmar Stutzer

Kein Engel sprach: Fürchtet euch nicht

Kriegsrecht in Polen vor 30 Jahren 10

Norbert Matern

Keine Moldau- und doch eine Brücke in Prag

Das sudetendeutsche Büro Peter Bartons 13

Klaus Weigelt

Nur was sich ändert, bleibt einzigartig

Agnes Tieze wird neue Direktorin der Ostdeutschen Galerie 14

Bücher, Medien, Veranstaltungen

M. Gorbatschow und die deutsche Frage (*Rüdiger Goldmann*) 17

Halub, Weber (Hg.) Mein Schlesien, meine Schlesier 19

Mehrfachbelichtung (*Georg Aescht*) 20

Liedgut der Deutschen aus Rußland (*Ingmar Brantsch*) 21

Literatur und Kunst

Markus Bauer

Jeder Mensch eine Möglichkeit meines Selbst

August Brömse und Kathrin Brömse ausgestellt 22

Lichtempfindliches leuchten lassen

Ostdeutsche Galerie baut Bestand aus und zeigt Grafik 24

„Fenster zum Himmel“

Hinterglasikonen aus Siebenbürgen in Rheinbach 26

Noch im Ruhrpott nährte die Nehrung seine Kunst

Eduard Bischoff im Ostpreußischen Landesmuseum 27

Jörg Bernhard Bilke

„Das siehst du niemals wieder“

Zum Tod von Christa Wolf 29

Noch einmal zur Ausstellung von Petra Flath 31

KK-Notizbuch 31

Sucher jenseits der eigenen Ämter

Sieghard Rost schenkt uns zu seinem 90. ein Buch

Die Vielseitigkeit und Prägekraft dieser Persönlichkeit ist von einem ganz besonderen Rang. Zu diesem gesellt sich die nur wenigen Menschen vergönnte Gnade, noch in hohem Alter mit geistiger Frische, kreativem Elan und robuster Gesundheit überall dabei zu sein, seine Positionen zu vertreten, sich einzumischen. Als Sieghard Rost im November 2011 mit zahlreichen Gästen in Nürnberg seinen 90. Geburtstag feiern konnte, war dem Jubilar sein hohes Alter in keiner Weise anzumerken.

Rost ist ein bis heute beliebter und angesehener Lehrer, zu dessen Schülern Persönlichkeiten wie der frühere bayerische Ministerpräsident Günther Beckstein und der Chefredakteur des Bayerischen Fernsehens, Sigmund Gottlieb, zählen. Lange Jahre war er Kommunal- und Kulturpolitiker. Auf ihn geht das Studio Franken des Bayerischen

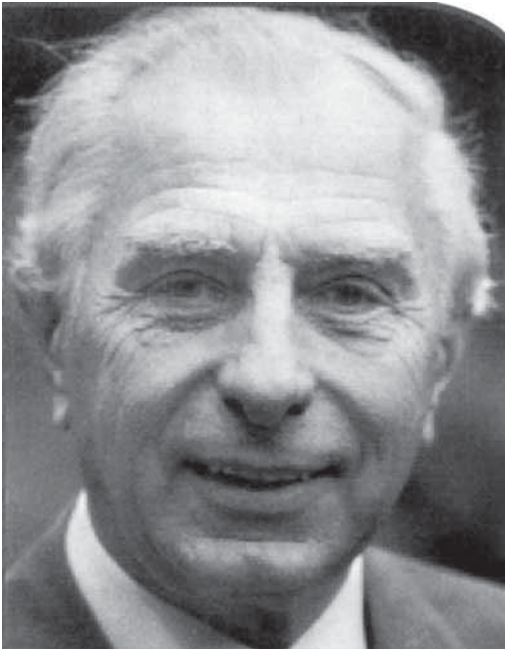
Rundfunks in Nürnberg zurück. Neben Hans Maier, dem Kultusminister, der für seine inspirierten Reden bekannt war, galt Sieghard Rost als der „Kultusminister“, der sich um die praktische Umsetzung vieler Projekte im Bayerischen Landtag zu kümmern hatte.

Als bewußter evangelischer Christ diente er seiner Kirche als Synodaler, der mit den Pazifisten debattierte, als gebürtiger Pommer und Vertriebenenpolitiker wandte er sich gegen eine blauäugige Ostpolitik, setzte sich für Europa als Vision ein, arbeitete in der Union der Vertriebenen der CSU mit, seit vielen Jahren auch im Ostdeutschen Kulturrat OKR, und legte die Fundamente für das Haus des Deutschen Ostens in München. All dies hat Rost immer auch durchdacht, aufgeschrieben und kommuniziert – als echter „homo politicus et scribens“.

Schon 2006 legte Sieghard Rost seine „Reflexionen zur deutschen Nachkriegsepoche“ unter dem Titel „Zeitzeuge“ vor. In zehn Kapiteln widmete er sich pädagogischen und bildungspolitischen Fragen, reflektierte seine Zeit im Bayerischen Landtag, vor allem die Jahre der politischen Polarisierung, und befaßte sich in einem Kapitel mit der Frage, ob Franken in Bayern benachteiligt wird. Der Band schließt mit deutschland- und gesellschaftspolitischen Aspekten, die Zeugnis ablegen von der geistigen Breite und Tiefe des Autors.

Der jetzt vorgelegte Band ist eine Lebenssumme des Jubilars. In sechs großen Kapiteln legt er – gegliedert und jeweils mit Einführungen versehen – ausgewählte Arbeiten aus mehr als fünf Jahrzehnten vor. Der Leser hat ein Kaleidoskop vor sich, das nicht nur Einblicke in das weite Schaffen des Autors bietet, sondern zugleich sehr viel Wissenswertes bereit hält und – was sicher

Bild: Archiv



das Wichtigste ist – Orientierung im tagespolitischen Durcheinander.

Eingangs widmet sich Rost gleich einem Schlüsselthema: „Macht ohne Moral – Nationalstaaten im Zeitalter des Imperialismus“, das er in einem vierfachen Diskurs pädagogisch gekonnt und einleuchtend bearbeitet als gute Vorbereitung für das zweite Thema, „Verführung im Dritten Reich“. So ist der Boden bereitet für die vier Großkapitel „Die deutschen Heimatvertriebenen und Ausiedler“, „Vaterland Deutschland“, „Pommern – ein deutsches Schicksalsland“ und „Wider den Zeitgeist“, das treffend gewählte Abschlußthema.

Dieses Buch kann man von vorn nach hinten oder umgekehrt, aber auch einfach nach Kapiteln oder Unterabschnitten lesen. Jeder Gedanke ist in sich – aus der Zeit heraus, aber auch losgelöst vom zeitgeschichtlichen Kontext – verständlich, einleuchtend und lehrreich. Vor dem Hintergrund der deutschen Nachkriegsgeschichte bildet das Buch das Kompendium eines in seinem Mithandeln auch mitdenkenden Zeitgenossen, der über Verantwortung nicht nur redet, sondern diese in vielfältigem Maße auch wahrgenommen hat. Und: Es findet sich vieles, das sich zu einem wahren Zitatenschatz fügt.

Deswegen kann hier auch nur eine kleine Kostprobe gewährt werden. Schon 1971, auf dem Höhepunkt der von Georg Picht proklamierten, einseitig fixierten „Bildungskatastrophe“, hören wir Sieghard Rost: „Zum Verständnis des menschlichen Lebens gehört nicht nur seine biologische Existenz und rationale Bewährung, sondern auch die metaphysische Sinnbezogenheit. Ohne entsprechende Sinn- und Wertorientierung gerät der Mensch in eine immer tiefere Kulturkrise. Das aber ist die eigentliche qualitative Bildungskatastrophe, die viel folgenreicher ist als Pichts angeprangerter quantitativer Bildungsnotstand.“ Wer die damalige Diskussion noch im Gedächtnis hat, kann Rost nur zustimmen; aber auch in die heutige, oft reichlich kurzatmige und meist auf die

Finanzierungsfragen reduzierte Bildungsdiskussion trifft Rosts Bemerkung zielsicher.

Aus dem Jahre 2010 geben wir die klare Position Sieghard Rosts zum Streit um die Deutung des 8. Mai 1945 wieder: „Die einseitige Akzentuierung des Tages der Kapitulation mit ‚Befreiung vom Naziregime‘ trifft nur einen einzigen von vielen historischen Aspekten. Es müsste jeden Deutschen mit Scham und Empörung treffen, wenn politische und geistige Eliten den Siegern von 1945 eine moralische Befreiungsabsicht zumessen – ob aus historischem Unwissen oder despotischer Unterwürfigkeit, bleibt gleich. Wir sollten uns bewusst sein: Wer statt der Paradoxie aus Erlösung und Vernichtung lediglich einer Befreiung von Diktatur das Wort redet, verschweigt die Vernichtungsziele der Alliierten mit Deutschland, blendet die Sklaverei der deutschen Kriegsgefangenen aus, verhöhnt die Leiden der Vertriebenen mit ca. 2,5 Millionen Toten, vertuscht die Unterdrückung der Deutschen in der DDR nach 1945. Darum sollte als Deutung des 8. Mai 1945 das Heuss-Wort beibehalten werden: Wir waren erlöst und vernichtet zugleich. Die historische Wertung des 8. Mai 1945 darf nicht zum verklärenden Mythos beitragen, sondern muss mit nüchternem Verstand auf Grund der historischen Fakten zur Klärung führen!“

Als die vier Siegermächte mit dem vereinten Deutschland am 8. Mai 1995 im Berliner Schauspielhaus des 50. Jahrestages des Kriegsendes gedachten, fand keiner der Vertreter der Siegermächte ein Wort des Bedauerns für die Vertreibung oder das Los der Kriegsgefangenen – und das hat sich bis heute nicht geändert. Die Wahrheitsuche in Geschichte und Politik, wie wir sie Sieghard Rost verdanken, der sie in diesem Buch Ereignis werden lässt, geht also weiter. Er gibt ein nachahmenswertes Beispiel.

Klaus Weigelt (KK)

Sieghard Rost: Wahrheitssuche in Geschichte und Politik. Lauf an der Pegnitz 2011. 360 Seiten

Diese Parallelen berühren sich nicht im Unendlichen

Sondern hier und heute: Die Rußlanddeutschen sind zu uns gekommen, um das zu bleiben und das zu geben, was sie sind

Was haben die Sängerinnen Helene Fischer und Jule Neigel, die ehemalige Volleyball-Nationalspielerin Angelina Grün, der Bundesliga-Fußballer Andreas Beck und der bei der bevorstehenden Leichtathletik-Weltmeisterschaft startende Sprinter Alex Schaf gemeinsam? – Alle sind sie als rußlanddeutsche Aussiedler in die Bundesrepublik Deutschland gekommen und haben hier Karriere gemacht.

Doch kaum jemand weiß von dieser Herkunft, was symptomatisch ist. Denn, zuge-spitzt formuliert, Deutsche aus Rußland sind in den Medien vor allem dann ein Thema, wenn sie Schwierigkeiten machen. Gerade linksideologische Kreise, die andere Minderheiten jedweder Couleur nur zu gern hofieren und sich als deren Interessenwahrer gegenüber der deutschen Mehrheitsgesellschaft aufspielen, sind schnell bei der Hand, wenn es um wirkliche oder vermeintliche „russische Parallelgesellschaften“ geht. Dann und oft nur dann wird die „Ein-

wanderung in die Sozialsysteme“ angeprangert, und man spricht pauschalierend und mitunter hämisch von „den Russen“, wenn die zwischen Rhein und Oder lebenden bis zu 2,7 Millionen Rußlanddeutschen gemeint sind. Manche Journalisten schreiben dann von „ethnischen privilegierten Zuwanderern“ mit „autoritären bzw. rechtslastigen Vorstellungen“.

Die zu uns gekommenen Rußlanddeutschen sind geradezu ein Paradebeispiel dafür, wie sich die öffentliche Wahrnehmung einer größeren Bevölkerungsgruppe in nur anderthalb Jahrzehnten grundlegend verändern kann. Dies hat zuvörderst quantitative Ursachen. In der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts zogen rund vier Millionen Aussiedler in die Bundesrepublik Deutschland – vor allem Oberschlesier, Rumäniendeutsche und nicht zuletzt Rußlanddeutsche. Die Gesamtzahl der aus der ehemaligen Sowjetunion Übergesiedelten beläuft sich auf über drei Millionen, wobei einige Hunderttausend jüdische Kontingentflüchtlinge und zahlreiche nicht-deutschstämmige Ehepartner und Familienangehörige rußlanddeutscher Aussiedler eingeschlossen sind.

Nostalgie ist so legitim, wie sie schön ist:
Carl Thiemann, Birken am Bach

Bild: siehe Seite 24



Für die Rußlanddeutschen galt lange, daß sie eine große Bereitschaft zeigten, sich an die örtlichen Verhältnisse anzupassen. Bloß nicht als Aussiedler auffallen, das war oberstes Gebot, zumal man sich vielfach tatsächlich durch Sprache, Kleidung, Eßgewohnheiten, Wohnungseinrichtung u. a. deutlich von den Einheimischen abhob – anders als dies beispielsweise bei den Siebenbürger Sachsen aus Rumänien der Fall war. Der Wille, die eigene, ohnehin gebrochene kulturelle Identität weiterzutragen, war nur gering ausgeprägt. Speziell die Jüngeren orientierten sich ganz an hiesigen Normen und Moden. Nur bei sehr religiösen Gruppen wie den

rußlanddeutschen Mennoniten oder Adventisten bestanden schon immer deutliche Vorbehalte gegen manche typischen Aspekte der bundesdeutschen Gesellschaft. Diese Gruppen dürften inzwischen zahlenmäßig von erheblicher Bedeutung für das freikirchliche Gemeindeleben in Deutschland sein.

Als Arbeitskräfte waren die Rußlanddeutschen bis in die neunziger Jahre hinein ausgesprochen beliebt. Umfragen bei Wirtschaftsunternehmen belegen das. Sie galten als fleißig, unkompliziert, anspruchslos und anpassungsfähig. Zwei Jahrzehnte später ist dieses Bild nicht mehr zutreffend. Rußlanddeutsche oder eben „die Russen“ erscheinen vielfach als Problemfaktor. Insbesondere in städtischen Ballungsgebieten wie Berlin (allein im Stadtbezirk Marzahn-Hellersdorf wohnen schätzungsweise 25 000 Rußlanddeutsche, von denen über 60 Prozent von Hartz IV oder Sozialhilfe leben) oder in regionalen Ansiedlungszentren wie im niedersächsischen Landkreis Cloppenburg, im Hunsrück oder im badischen Lahr mit ihren hohen rußlanddeutschen Bevölkerungsanteilen von bis zu 30 Prozent fallen jüngere Angehörige dieser Gruppe durch fehlende Integrationsbereitschaft und Kriminalität auf. Seit Mitte der neunziger Jahre ist eine Häufung der Konflikte mit der alteingesessenen Bevölkerung zu beobachten. Desgleichen eine weit verbreitete Verärgerung der Einheimischen über die wachsenden Sozialleistungen nicht nur an türkische, afrikanische oder andere ausländische Migranten, sondern auch an die häufig als nicht minder fremd empfundenen rußlanddeutschen Spätaussiedler.

Bedingt durch die veränderte Struktur der jüngsten – mittlerweile aber fast gänzlich abgeebbten – rußlanddeutschen Aussiedlerwelle (ungleich schlechtere bzw. fehlende Deutschkenntnisse, hoher Anteil andersnationaler Familienmitglieder, rein russische Sozialisation) und die rückläufige soziokulturelle und wirtschaftliche Integrations-

kraft des Landes lassen sich Tendenzen zur Schaffung einer durch die russische Sprache geprägten eigenen Kulturlandschaft beobachten, die durchaus Züge einer Parallelgesellschaft aufweist. In Gebieten konzentrierter Ansiedlung haben sich ghettoartige Strukturen verfestigt – mit kyrillisch beschrifteten Lebensmittelläden, Buchhandlungen, eigenen Restaurants und Reisebüros oder den vielen sogenannten „Russendiscos“.

Doch die weitaus meisten der zu uns gekommenen Rußlanddeutschen leben seit Jahren unauffällig als Deutsche unter Deutschen. Tatsächlich existieren längst erhebliche Unterschiede zwischen verschiedenen rußlanddeutschen Milieus im Bundesgebiet und ihren abweichenden Integrationsformen und -stufen, die selbst im internen Rahmen Unverständnis erzeugen und alle Verallgemeinerungen fragwürdig machen. Eine Anfang 2009 erschienene Studie des Berlin-Instituts für Bevölkerung und Entwicklung unter dem Titel „Ungenutzte Potentiale. Zur Lage der Integration in Deutschland“ ermittelte ein deutlich besseres Abschneiden der Rußlanddeutschen im Vergleich zu andersnationalen Zuwanderergruppen. Insbesondere die zweite, hier geborene Generation unterscheidet sich demnach kaum von den einheimischen Altersgenossen.

Bei den Versuchen einer Erklärung für die Herausbildung der erwähnten Parallelgesellschaften sollte nicht bloß auf die Selbstausgrenzung vor allem jüngerer Rußlanddeutscher hingewiesen werden, die sich in ihrer Flucht ins „Russische“ manifestiert. Auch die fehlende Bereitschaft der hiesigen Eliten und Medien und mit ihnen eines beträchtlichen Teils der binnendeutschen Bevölkerung, diese Menschen als Landsleute kennenzulernen und anzunehmen, ist ein Teil des Problems, vielleicht sogar der wichtigste. Denn was weiß ein bundesdeutscher Normalbürger schon von der Geschichte der Rußlanddeutschen, ihren Leistungen, besonderen kulturellen Prägungen, aber auch ihren unvorstellbaren Leiden im 20.



*Es bedarf keiner Fragen. Dramen sprechen für sich: August Brömse, Leidender Christus
Bild siehe Seite 22*

Jahrhundert? Welchem heutigen Binnen-deutschen sagen sie schon etwas, die Erinnerungen an die Wolga-, Schwarzmeer- und Kaukasuskolonien, an die Berg- und die Wiesenseite, die tüchtigen schwarzmeer-deutschen Mennoniten im Gebiet Halbstadt, die Winzer von Helenendorf, die ungezählten eigenen Kirchen, Schulen, stattlichen Bauernhöfe und Handelsunternehmen? Oder an die Kollektivierungsverbrechen der Stalin-Ära, die Qualen in der Trudarmee und den opferreichen Neubeginn in der endlosen Weite der Deportationsgebiete Kasachstans und Sibiriens?

Das sollte anders sein und sich mit einem zumindest sporadischen Wissen um die Perspektivlosigkeit der Rußlanddeutschen in der Nachkriegs-Sowjetunion und deren Nachfolgestaaten verbinden. Ihre Eliten waren durch den roten Terror in der Zwischen-

kriegszeit weitgehend liquidiert worden, auch nach 1945 verunglimpft man sie als „Vaterlandsverräter“ und „Faschisten“, ermöglichte ihnen so gut wie keine gesellschaftlichen Aufstiegschancen und verbot ihnen die Heimkehr in ihre Herkunftsgebiete an der Wolga, am Schwarzen Meer oder im Kaukasus. Eine sich ab 1964 formierende deutsche Autonomiebewegung blieb ebenso erfolglos wie wiederholte großangelegte Unterschriftensammlungen mit dem gleichen Ziel. Die negative Bildungsentwicklung der Rußlanddeutschen im Sowjetrahmen war einmalig: Als Volksgruppe, die bereits im Zarenreich fast vollständig lese- und schreibkundig war und zu den am besten ausgebildeten Nationalitäten zählte, verzeichneten sie in den siebziger Jahren unter allen Ethnien in der UdSSR den geringsten Anteil an Personen mit akademischen Abschlüssen. Besonders problematisch war die durch die starke Zerstreung und die vielfältigen Benachteiligungen verursachte Zurückdrängung der deutschen Muttersprache. Diese ging so weit, daß dem Mikrozensus von 1994 auf dem Gebiet der Russischen Föderation zufolge, in dem zum ersten Mal die faktische Beherrschung des Nationalidioms abgefragt wurde, lediglich 12,9 Prozent der befragten Rußlanddeutschen angaben, Deutsch in ihrer Familie zu sprechen.

Zutiefst resigniert, stellten schon in den Jahren 1956/57 über 80 000 Erwachsene Ausreiseanträge in die Bundesrepublik Deutschland. Bis Ende der Sechziger durften jedoch bloß ganz wenige das Land verlassen; bis 1986 waren es immer noch nur insgesamt 95 107 Deutsche, die die Ausreiseerlaubnis in die Bundesrepublik erhielten, sowie offiziell 16 411 Personen meist deutscher Herkunft, die in die DDR übersiedelten. Nachdem allein drei im Jahre 1988 vor dem Hintergrund von Gorbatschows Perestrojka nach Moskau entsandte „Autonomie“-Abordnungen nur leere Versprechungen aushandeln konnten und sich auch die Hoffnungen der im März 1989 gegründeten unions-

weiten Gesellschaft „Wiedergeburt“ spätestens 1992 zerschlagen hatten, brachen alle Dämme. Von 460 Aussiedlern im Jahr 1985 schnellten die Zahlen auf 147950 (1990) und auf den Höchststand von 213 214 im Jahr 1994 hoch. Dieser Exodus und eine immer restriktivere bundesdeutsche Aussiedlergesetzgebung sorgten dafür, daß sich im neuen Jahrtausend immer weniger Rußlanddeutsche zwischen Rhein und Oder niederließen. 2010 waren es lediglich 2297 Personen.

Heute leben noch schätzungsweise 70 000 Deutsche in den GUS-Staaten. Sofern sie nicht schon jetzt weitgehend russisch assimiliert sind, dürfte dies – auch in sogenannten „nationalen Kreisen“ wie in Halbstadt im Altai-Gebiet – in nicht ferner Zukunft ihr Schicksal sein. Eine Zukunft für die Rußlanddeutschen und die Bewußtmachung ihres stolzen Kulturerbes gibt es deshalb, wenn überhaupt, nur im binnendeutschen Raum. Nicht allein die Regierenden in Berlin, sondern wir alle sollten eingedenk dieser Tragödie dazu beitragen, diesen ihrer Heimat beraubten Landsleuten ein neues, diesmal endgültiges Zuhause zu geben. Und das

nicht nur materiell, sondern vor allem gefühlsmäßig. In diesem Zusammenhang sollten die positiven Einflüsse deutlicher hervorgehoben werden, die dieser Zuzug unlegbar gebracht hat. Am augenfälligsten ist dabei die Verjüngung der allmählich verreisenden Stammbevölkerung. In zahlreichen Grundschul-, Hauptschul- und Realschulklassen sind zweistellige Prozentanteile von Rußlanddeutschen längst nichts Ungewöhnliches.

Daß die zwischen Rhein und Oder lebenden Rußlanddeutschen und – gewissermaßen in ihrem „Schlepptau“ – kleinere rein russisch geprägte Gruppen spätestens in wenigen Jahrzehnten integriert sein werden, steht – im Unterschied zu den Millionen Ausländern aus völlig fremden Kulturkreisen – außer Frage. Ebenso sicher scheint, daß es sich im großen und ganzen um keine Assimilation (also eine vollständige Angleichung) handeln kann und besondere Familiengeschichten, Eßgewohnheiten, Verhaltensweisen und nicht zuletzt gut ausgebaute Russischkenntnisse dem Gemeinwesen noch in Generationen zugute kommen.

Martin Schmidt (KK)

Rheinischer Froh-, schlesischer Tief-, historischer Sinn

Kölner Feierlichkeiten zum Gründungsjubiläum der staatlichen preußischen Universität in Breslau vor 200 Jahren

Zur Delegation der polnischen Universität Breslau, die Anfang Dezember aus Schlesien angereist war, gehörten Professor Dr. Marek Bojarski, der Rektor der Universität Breslau, und Professor Dr. Jan Harasimowicz. Im Rahmen der Feierlichkeiten anläßlich der Gründung der staatlichen preußischen Universität in Breslau vor 200 Jahren hat die Universität zu Köln und die Breslauer Sammlung Köln unter dem Motto „Tradition und Partnerschaft“ ein wissenschaft-

liches Symposium, einen Empfang im Rathaus der Stadt Köln und einen akademischen Festakt im Neuen Senatssaal der Universität Köln organisiert. Bei dieser Gelegenheit wurden in Vorträgen und Grußworten Meilensteine in der Geschichte der Breslauer Institution hervorgehoben. Ausgangspunkt war das Jahr 1811, als die Universität unter Einbeziehung der alten Leopoldina und der Universität Viadrina in Frankfurt/Oder durch königliche Kabinettsorder während

*Der Anblick trägt.
Meistens sind die
meisten von ihnen
unterwegs in
Sachen deutsch-
polnischer Kultur-
austausch, etwa
Nicola Remig und
Stephan Kaiser im
Vordergrund der
Aufnahme vom
Festakt im Neuen
Senatssaal der
Universität Köln
Bild: der Autor*



der Neuformierung des preußischen Staates vereinigt und als Schlesische Friedrich-Wilhelms-Universität zu Breslau neu gegründet wurde. Nach der Eroberung Breslaus durch die Rote Armee wurde 1945 die Schlesische Friedrich-Wilhelms-Universität zu Breslau aufgelöst und die bis dahin deutsche Universität sowie die Technische Hochschule Breslau in Hochschulen des polnischen Staates umgewandelt.

Die Universität zu Köln hatte im Jahre 1951 durch Senatsbeschluß eine Patenschaft über die „vertriebene“ Schlesische Friedrich-Wilhelms-Universität in Breslau übernommen. Dieses Patenschaftsverhältnis wurde 2003 in eine europäisch orientierte Partnerschaft mit der polnischen Universität Breslau umgewandelt. Aufgrund der Unterstützung durch die Stadt Köln ist es der Bundesvereinigung der Breslauer e.V. auch heute noch möglich, durch das Patenschaftswerk Köln-Breslau die Breslauer Sammlung Köln der Öffentlichkeit zu präsentieren. Die Breslauer Sammlung ist ein Heimatmuseum, welches an die Geschichte der Odermetropole in Schlesien erinnert und gute Kontakte zu den Historischen Museen der Stadt sowie der polnischen Universität zu Breslau pflegt. Dem musikalisch umrahmten Festakt in Köln wohnten neben der polnischen Delegation

und den Gastgebern – vertreten durch den Altrector der Universität zu Köln, Professor Dr. Dr. h. c. Tassilo Küpper, Professor Dr. Gerd Meyer, Beauftragter des Senats der Universität zu Köln für die Partnerschaft der Universitäten Wrocław-Köln, und Hubert A. Wolff, Leiter der Breslauer Sammlung in Köln – auch zahlreiche Persönlichkeiten des kulturellen, politischen und sozialen Lebens bei. Als Ehrengäste sprachen Joachim Kardinal Meisner, die Generalkonsulin der Republik Polen in Köln, Jolanta Roza Kozłowska, und der Staatssekretär im Ministerium für Bundesangelegenheiten, Europa und Medien des Landes Nordrhein-Westfalen, Marc Jan Eumann.

Der gebürtige Breslauer Joachim Kardinal Meisner, Erzbischof von Köln, würdigte die traditionsreiche Partnerschaft zwischen den beiden Universitäten, die einmal mehr beweise, daß „wir heute in einem gemeinsamen Haus Europa leben“.

Tobias Körfer von der Breslauer Sammlung bot im Rahmen des Festaktes einen interessanten Vortrag mit dem Titel „Die Geschichte der Traditionspflege der Universität zu Breslau durch die Universität zu Köln ab 1951“. Der junge Historiker hat die Entwicklung der Patenschaft in den Jahrzehnten ihres Bestehens untersucht: „Mein Vortrag,

der sich zu einem überwiegenden Teil auf das im Kölner Universitätsarchiv einsehbare Aktenmaterial stützt, möchte einen gedanklichen Anstoß dazu darstellen, aus den Fragestellungen der Traditionspflege vergangener Jahrzehnte zu lernen, damit die seit 2003 bestehende Partnerschaft von Kölner und Breslauer Universität dazu genutzt werden kann, eine Zusammenarbeit deutscher und polnischer Wissenschaftler aus Köln und Breslau zu intensivieren.“ Der Referent stellte am Ende seines Vortrages die rhetorische Frage: „Woraus, wenn nicht auch aus der Bereitschaft, auf einem Stück gemeinsamer Geschichte, und dem Willen, aus der Erinnerung heraus zu handeln, könnte unter anderem zukunftsorientierte wissenschaftliche Zusammenarbeit zwischen Köln und Breslau resultieren?“

Ein weiterer Höhepunkt des Festaktes in Köln war die Medaillenverleihung. Der Rektor der Uniwersytet Wroclawski, Professor

Dr. Dr. h. c. mult. Marek Bojarski, verlieh gemeinsam mit Professor Dr. Jan Harsimowicz Ehrenmedaillen der Universität, die anlässlich des 200jährigen Jubiläums geprägt wurden. Die Silberne Jubiläumsmedaille – die übrigens bereits am 15. November beim Festakt zum 200. Jubiläum in Breslau an den Staatspräsidenten Bronislaw Komorowski und den Bundespräsidenten Christian Wulff verliehen wurde – erhielt auch Kardinal Meisner. Bronzemedailles erhielten die Gastgeber sowie mehrere Museums- und Institutionsleiter, die der Breslauer Universität durch vielfältige Aktivitäten schon seit Jahren verbunden sind. Dr. Stephan Kaiser, Direktor des Oberschlesischen Landesmuseums Ratingen, und Nicola Remig, Leiterin des Dokumentations- und Informationszentrums Haus Schlesien Königswinter, gehörten zu den Ausgezeichneten.

Dieter Göllner (KK)

Kein Engel sprach: Fürchtet euch nicht

Kriegsrecht in Polen vor 30 Jahren

Die Nacht vom 12. zum 13. Dezember 1981 war unruhig, einmal wegen des Wintersturmes ums Haus, zum anderen wegen des Gedankens: Was passiert in Polen? Denn irgendetwas mußte dort ja passieren, nachdem wieder eine der großen Krisen des „Sozialismus“ Europa in Aufregung versetzt hatte. Der erste Griff um 6 Uhr am Morgen galt dem Radio, für die ersten Nachrichten des Tages. Sie meldeten die Ausrufung des Kriegsrechtes in Polen. Das hatte schon eine längere Vorgeschichte.

Mitte August 1980 besetzten 16 000 Arbeiter unter der Führung von Streikführer Lech Walesa die Danziger Leninwerft, die Streiks weiteten sich auf die anderen Ostsee-Werften aus, einmal mehr, wie zu betonen ist. Wirklich stabil war die Situation in Polen nie,

seitdem man es zum „sozialistischen Land“ erklärt hatte. Es hat seit 1944/45 in einem permanenten Aufstand gelebt, der aber im Westen immer nur in Verbindung mit dramatischen Unruhen nach Erhöhungen der Preise für Grundnahrungsmittel wahrgenommen wurde. Der „Ostblock“ hatte völlig andere Gesichter, als man im „Westen“ wußte und vor allem wissen wollte.

Anders als bei vorhergegangenen Streiks griff die Regierung 1980 nicht zur Gewalt. Der damalige Parteichef Edward Gierek – selbst Oberschlesier – übte Selbstkritik und kündigte an, den Forderungen der Streikenden nachzukommen. Die Verhandlungen führten zum „Danziger August-Abkommen“ vom 31. August 1980, durch das die Gründung unabhängiger Gewerkschaften mit Mit-

spracherecht bei Löhnen und Preisen zugestanden wurde. Ebenso wurde das Streikrecht zugesichert.

Am 6. September 1980 wurde Gierek, der seit 1970 Parteichef war, gestürzt und durch den Reformer Stanislaw Kania ersetzt, der eine Demokratisierung der Partei und Wirtschaftsreformen versprach. Die Revolte der Arbeiter griff mit ihrer freien Kritik auf Studenten, Bauern, die Kirche und die „Vereinigte Arbeiterpartei“ selbst über (von der die wenigen, die ihrer noch gedenken, bis heute sagen, daß in ihr nie Arbeiter gewesen seien). Auf die Intellektuellen brauchte die Protestbewegung nicht mehr überzugreifen, sie hatte das Regime seit jeher geschlossen gegen sich. Die Zensur wurde gelockert. Schließlich genehmigte der Polnische Verfassungsgerichtshof am 10. November 1980 die Registrierung der im September gegründeten unabhängigen Gewerkschaft „Solidarnosc“, die bereits mehr als zehn Millionen Mitglieder hatte.

*Weniger die Sonne des Herrn als dessen Sinn
dürfte den fragenden Blick des Papstes
Johannes Paul II. bei seinem Besuch 1983
bestimmt haben* Bilder: Weltbild



Auch 1981 blieb es bei Streiks und Streikdrohungen. Der „neue“ Parteichef Kania erklärte im Februar 1981, das Land sei deshalb in Gefahr. Er wolle aber den Weg der Erneuerung fortführen. Am 9. Februar 1981 wurde General Wojciech Jaruzelski, bis dahin Verteidigungsminister, zum Regierungschef ernannt, der sich für einen Reformprozeß aussprach, aber betonte, mit Entschlossenheit die Spannungen beenden zu wollen. Mitte Juli fand ein historischer Parteitag statt, bei dem erstmals in einem „kommunistischen“ Land die höchsten Parteifunktionäre in geheimer Abstimmung gewählt wurden. 20 Prozent der neuen Mitglieder des Zentralkomitees waren „Solidarnosc“-Angehörige. Im August wurde erstmals ein liberales Zensurgesetz verabschiedet, womit auch die Vorzensur von Flugblättern wegfiel.

Nachdem im September Moskau die Säuberung der Polnischen Arbeiterpartei und die Befolgung des marxistisch-leninistischen Kurses in Polen gefordert hatte und sowjetische Truppen Manöver an den Grenzen durchgeführt hatten, wurde Kania abgesetzt. Am 18. Oktober wurde Jaruzelski vom Zentralkomitee zum seinem Nachfolger gewählt. Der General war somit Parteichef, Ministerpräsident und Verteidigungsminister in einer Person. Bei seiner Antrittsrede unterstrich er die Bedeutung des Bündnisses zwischen der Sowjetunion und Polen.

Angesichts der umfassenden wirtschaftlichen Krise und der wachsenden Bedeutung von „Solidarnosc“ übernahm ein „Militärrat der nationalen Errettung“ die Regierung und General Jaruzelski verhängte am 13. Dezember 1981 über Polen das Kriegsrecht. Es sollte die Demokratiebewegung in Polen erstickten. Mehrere tausend Regimegegner, meist „Solidarnosc“-Mitglieder, wurden verhaftet und interniert. In der Folge kam es in der zweiten Dezemberhälfte zu Streiks in ganz Polen, die mit Hilfe der Armee niedergeschlagen wurden. Laut offiziellen Angaben kamen dabei elf Menschen ums Leben.



*Lech Walesa brachte den Geist von Danzig
1980 auch ins oberschlesische Revier*

US-Präsident Ronald Reagan machte die UdSSR für die Eskalation in Polen verantwortlich und beschloß noch im Dezember Sanktionen gegen Polen und die UdSSR. Die Bundesrepublik Deutschland beteiligte sich nicht an der Strafaktion, auch der österreichische Bundeskanzler Bruno Kreisky sprach sich gegen Boykotte aus. Das übrige Europa war gespalten. In Westeuropa fanden Demonstrationen gegen die Einführung des Kriegsrechts statt.

Im Laufe des Jahres 1982 wechselten sich Ankündigungen der Lockerung des Kriegsrechtes durch die Regierung mit Streiks und Protesten der Bevölkerung ab. Zu schweren Unruhen kam es im Januar in Danzig, im Mai in Warschau, am 31. August, dem zweiten Jahrestag des Danziger Abkommens, im ganzen Land. Am 18. Dezember 1982 nahm der Reichstag die Gesetze zuerst zur Suspendierung des Kriegsrechtes an, nahezu alle Internierten wurden freigelassen. Die offizielle Bilanz des Kriegsrechtes lautete 10131 Internierte und 15 erschossene Demonstranten.

Am 22. Juli 1983 hob die Warschauer Regierung offiziell das Kriegsrecht auf. Die Auseinandersetzung des Regimes mit der Opposition dauerte aber bis zur Wende 1989 an. Wesentlich gefördert wurde der gesellschaftliche Wandel durch die Pilgerfahrten des polnischen Papstes Johannes Paul II. 1979, 1983 und 1987 und durch die

Verleihung des Friedensnobelpreises an Lech Walesa 1983.

Wenn die Linguisten sagen, daß ein großer Teil der geschichtlichen Entwicklungen nicht das Ergebnis dialektischer Gesetzmäßigkeiten, sondern Produkte der Sprache sind, dann können sie auf das polnische Kriegsrecht von 1981 verweisen. Die gültige polnische Verfassung ließ 1981 die Einführung eines Ausnahmezustandes nicht zu. Möglich war nur die Verhängung des „Kriegsrechtes“. Es hat nur wenig Einzelereignisse im langen Siechtum des Kommunismus gegeben, die ihm mehr geschadet haben als die Verwendung dieses Begriffes in einem angeblich sozialistischen Land gegen die eigene Bevölkerung.

Schon 1981/82 konnte man sich fragen, warum die damalige Warschauer Führung ständig von Wirtschaftsreformen sprach. Für sie braucht man wirtschaftliche Substanz, die längst aufgezehrt war. Die Zerstörungsfaktoren waren einmal der Transfer-Rubel, der Polen dazu zwang, seine Rohstoff- und Energieexporte in die Sowjetunion praktisch ohne Gegenleistung zu tätigen, das war die dem Boykott gleichkommende Einstellung der Bevölkerung, und das war der schleichende Zusammenbruch der Landwirtschaft. Die Agrarpreise hatten gegenüber der Landwirtschaft und die Lebensmittelpreise hatten gegenüber den Verbrauchern ihre Verteilungs- und Steuerungsfunktion verloren. Die Rationierung mit Lebensmittelkarten, den berüchtigten „Talons“, war die Folge. Eine andere völlig unerwartete Folge war der Versand von Millionen von Lebensmittel- und Bedarfsgüterpaketen aus Westeuropa, vor allem aus Deutschland. Die damalige Deutsche Bundespost verzichtete auf das Paket-Porto und damit allein bis Ende 1982 auf Einnahmen von 243 Millionen Mark. Daran läßt sich ablesen, welche Mengen und welche Gewichte damals durch private Leistungen nach Polen transferiert wurden und in welchem Ausmaß die Versorgung der Bevölkerung mit Alltagsgütern im wesentlichen auf deutsche private Initiativen

übergegangen war. Die wohltätigen Folgen für das politische Bewußtsein und den Umgang miteinander sind ab 1990 erntereif geworden.

Während nach der großen Wende von 1989, die vor allem eine polnische bleiben wird, weder die Bevölkerung noch die Intelligenz noch die Publizistik ein gutes Haar an General Jaruzelski ließen, sind jetzt sehr viel differenziertere Töne zu hören. Seine ständigen Berufungen auf die unmittelbar bevorstehende sowjetische Intervention 1981 haben ihm damals schon viele Polen nicht geglaubt, heute glaubt man sie noch weniger. Gleichwohl erstaunt es, daß es der Zeitgeschichtsschreibung, auch der polnischen, bis heute nicht gelungen ist, diese Frage zuverlässig zu klären. Offenbar steht es um die behauptete unbeschränkte Öffnung der Moskauer Archive doch nicht so gut, wie es gern verbreitet wird.

Schlüsseldaten sprechen jedenfalls dafür, daß eine sowjetische Intervention nicht vorgestanden hat. Polen hat eine Landesfläche von 312 000 Quadratkilometern und eine östliche Grenzlänge von 1258 Kilome-

tern. Aus Gesprächen mit inzwischen längst pensionierten höheren Offizieren über die damalige Zeit ergibt sich drastisch deutlich nicht nur, daß die Rote Armee nicht auf und wieder abmarschiert ist, sondern daß sie in ihrem teilweise furchterregenden technischen und logistischen Zustand dazu auch gar nicht in der Lage gewesen ist. Das gilt insbesondere für die sowjetischen Einheiten, die bereits in Polen stationiert waren. Über dieses Thema wird auch kaum mehr ernsthaft diskutiert.

Dagegen wird General Jaruzelski heute allgemein zugestanden, daß er 1981 und später vor allem als Pole gehandelt hat. Bedauern darüber, daß er damit der DDR den wackligen einbeinigen Stuhl weggezogen hat, auf dem sie balancieren mußte, war eigentlich noch nie und von niemanden zu hören. Heute kann man sagen, daß sowohl die Träger des polnischen Freiheitskampfes als auch ihre regierungsamtlichen Gegner Günter Schabowski den Weg bereitet haben, auf dem er am 9. November 1989 aus Schusseligkeit die DDR und den Kommunismus in Europa abschaffen konnte.

Dietmar Stutzer (KK)

Keine Moldau- und doch ein Brücke in Prag

Das sudetendeutsche Büro Peter Bartons

„Das politische Klima in Prag hat sich total verändert. Wenn Deutsche und Tschechen miteinander sprechen, geht es um erneuerbare Energien.“

Man verbeißt sich nicht in den Benes-Dekreten, sondern diskutiert darüber, ob Amerikaner, Russen oder Franzosen in Tschechien neue Kraftwerke bauen sollen. So sieht man die sudetendeutsche Frage entspannter. Das Feindbild beginnt zu weichen. Das Wort „Vertreibung“ geht dem tschechischen Außenminister Karl Fürst Schwarzenberg in-

zwischen leicht über die Lippen. Am Staatsfeiertag, dem 8. Mai dieses Jahres, berichteten die größte tschechische Zeitung sowie das Staatsfernsehen über das den Deutschen angetane Unrecht. So Peter Barton, seit neun Jahren Leiter des sudetendeutschen Büros in Prag in der Thomaspasse.

Nach dem Abitur und einer Zeit als Tellerwäscher gelang Barton 1983 die Flucht nach Deutschland, in München konnte er Politikwissenschaften und Slawistik studieren, die Gruppe des RCDS leiten und später für die

Hanns-Seidel-Stiftung zurück nach Prag gehen. Auf diese Erfahrungen kann er zurückgreifen.

Sein keineswegs üppig ausgestattetes Büro wirbt auf der politischen und diplomatischen Ebene für die Anliegen der Sudetendeutschen und widmet sich der Lösung humanitärer Fragen. Fast jede Woche besucht es inzwischen ein Tscheche und bittet um Kontakt zu den früheren deutschen Eigentümern seines jetzigen Besitzes. In den meisten Fällen hat das Büro Erfolg. Zusammen mit dem Goethe-Institut bemüht man sich auch um den Erhalt der deutschen Sprache an den Schulen und Kulturinstituten. Das wurde schwieriger, seit die Regierung in Prag Englisch als wichtigste Fremdsprache fördert. Die großen deutschen Firmen gehen nicht mit gutem Beispiel voran. Bei BMW oder der Deutschen Bank wird bei Veranstaltungen englisch gesprochen.

Das verwandelte Klima hat auch die junge Generation erreicht, die mehr und mehr wissen will, was 1945/46 mit den Sudetendeutschen geschehen ist. „Jeder Tscheche“, so

Barton, „ist allerdings entgegen der historischen Wahrheit davon überzeugt, daß vorher die Deutschen alle Tschechen aus ihren Wohngebieten vertrieben haben. Da ist durch das sudetendeutsche Büro noch viel Aufklärungsarbeit zu leisten. Großes Vertrauen genießen die deutschen Heimatkreise, die in ihrer angestammten Heimat bei Renovierungen helfen und zugleich Not und Armut zu lindern suchen. In Prag wird eine Ausstellung über die Volkskultur der Sudetendeutschen vorbereitet.“

Peter Barton sprach in München bei der Burschenschaft Sudetia, die seit einiger Zeit einmal im Semester einen sudetendeutschen Abend mit Gästen veranstaltet. So werden auch die Studierenden an Fragen des deutsch-tschechischen Verhältnisses herangeführt. Von der Stirnwand ihres Versammlungsraums grüßen die Verbindungswappen aller einstigen Prager Burschenschaften, es gibt eine große holzgeschnitzte Figur des heiligen Nepomuk und ein Bild von der Karlsbrücke.

Norbert Matern (KK)

Nur was sich ändert, bleibt einzigartig

Agnes Tieze wird neue Direktorin der Ostdeutschen Galerie

Der Stiftungsrat der Ostdeutschen Galerie Regensburg hat mit seiner Personalentscheidung Anfang Dezember 2011 die lange Vakanz in der Leitung der Regensburger Galerie beendet. Zum 1. April 2012 wurde die in Augsburg geborene Kunsthistorikerin Dr. Agnes Tieze als Direktorin berufen. Sie ist seit 2007 Leiterin des Marburger Universitätsmuseums für Kunst- und Kulturgeschichte, hatte zuvor im Frankfurter Städel gearbeitet und ihr Studium der Kunstgeschichte, Klassischen Archäologie und Kunsterziehung in Augsburg und Bonn 2002 mit einer Dissertation über den flämischen Barockmaler Anton Goubau abgeschlossen.

Während ihres Volontariates bei den Staatlichen Museen Kassel war die Kunsthistorikerin von 2002 bis 2004 an zahlreichen Ausstellungen und Publikationen, u. a. zu Ernst Ludwig Kirchner, beteiligt. Zu ihren vielfältigen Aufgaben gehörte auch die Konzeption von Sonderausstellungen zu Otto Dix und Max Klinger aus den Beständen der Graphischen Sammlung, die Bearbeitung von Sammlungsgegenständen und Tätigkeiten in der Vermittlungs- und Öffentlichkeitsarbeit. Mit ihrer Publikation über eine gemalte Prospektserie des frühen 18. Jahrhunderts lieferte Tieze neue Erkenntnisse zur Bedeutung des Kasseler Bergparks.



Athene auf dem Kuppeldach des Kunstforums Ostdeutsche Galerie ist kein Omen für einen Schnitt irgendwelcher Art, sondern ein Zeichen, daß hier klassisches Gut gepflegt wird – in moderner Form und mit verjüngter Dynamik Bild: Museum

Als wissenschaftliche Mitarbeiterin des Städel Museums Frankfurt a. M. bearbeitete Agnes Tieze den Bestandskatalog der flämischen Gemälde des 17. Jahrhunderts. Ferner bereitete sie die Ausstellung „Fokus auf Peter Paul Rubens und Jan Boeckhorst: König David spielt die Harfe“ im Jahre 2008 vor. Diese Ausstellung gehörte zu einer Reihe, die einzelne Meisterwerke aus der Sammlung des Städel hervorhebt.

Während der Leitungs-Vakanz war es im Februar 2011 zu einem Antrag der Fraktion

Bündnis 90/Die Grünen im Bayerischen Landtag zum Kunstforum Ostdeutsche Galerie Regensburg gekommen, in dem die Kulturarbeit nach § 96 BVFG grundsätzlich in Frage gestellt wurde. Nach einem Beschluß des Bayerischen Landtages vom 12. Mai 2011 hatte daraufhin die bayerische Staatsministerin für Arbeit und Sozialordnung, Familie und Frauen, Christine Hadert-hauer, als zuständige Staatsministerin insgesamt sieben Fragen des Landtages zu beantworten, von denen die Frage 4 der Aufgabe der Galerie gewidmet war. Die Antwort der Staatsministerin ist von herausragender Bedeutung und wird deswegen hier wiedergegeben:

„Die Kernaufgabe des Kunstforums Ostdeutsche Galerie ist es, das Kunst- und Kulturerbe sowie die fortwirkende kreative Substanz der ehemals deutsch geprägten Kulturräume im Osten zu bewahren und für Deutschland und Europa von heute und morgen fruchtbar zu machen. Das Kunstforum lässt die enge Wechselwirkung in der Kunst und Kultur in Mitteleuropa erleben und hält das Bewusstsein dafür lebendig, mit welcher großartiger Kultur die ehemaligen deutschen Siedlungsgebiete im Osten über Jahrhunderte ganz Europa bereichert haben. Diese Ausrichtung unterscheidet das Kunstforum von vielen anderen Museen und gibt ihm den Charakter der Einzigartigkeit. Aus Sicht des Sozialministeriums hat das Kunstforum auf diesem Gebiet in Bayern und in Deutschland ein Alleinstellungsmerkmal. Zudem stärkt das Kunstforum Regensburg als Ort von Kunst und Kultur mit großer europäischer Geschichte. Das Kunstforum ist heute ein echtes Forum, das zu grenzüberschreitender Begegnung und zur Diskussion über Kunst einlädt. Durch ein vielfältiges Angebot für junge Menschen leistet das Kunstforum einen wichtigen Beitrag, um unsere Jugend an unsere gemeinsame Kunst- und Kulturgeschichte heranzuführen.“

Die gewählte Direktorin Dr. Agnes Tieze bekannte sich uneingeschränkt zum § 96 BVFG, den sie als „profilbildend“ einstuft.

Ihrer Meinung nach steht der Paragraph dafür, das Kunsterbe und das aktuelle Kunstschaffen in den ehemals deutsch geprägten Kulturräumen im Osten zu bewahren und aktuell lebendig zu erhalten. Mit dieser Aufgabenstellung ließen sich „hochinteressante Ausstellungen“ erarbeiten. Deswegen freue sie sich auf eine spannende Zeit in Regensburg.

Der Vorsitzende des Stiftungsrates, der Regensburger Oberbürgermeister Hans Schaidinger, erklärte, daß man die Entscheidung einhellig auf der Grundlage eines guten Bewerberfeldes nach sorgfältiger Beratung getroffen habe; gute Führungskräfte zu finden sei immer schwierig. Die offizielle Vorstellung der neuen Direktorin wird im ersten Quartal 2012 stattfinden.

Klaus Weigelt (KK)

Flügel verleihen auch im eigentlichen Sinn Ratinger Ausstellung zur schlesischen Luftfahrt in Wiesbaden



Ein Hoch auf die luftigen Höhen: Blick in die Ausstellung

Bild: Haus der Heimat Wiesbaden

Bereits zum dritten Mal geht die mobile Ausstellung „Adler über Schlesien. Ereignisse und Pioniere der Luftfahrtgeschichte“ derzeit auf Wanderschaft. Die Sonderausstellung, die zunächst von November 2009 bis April 2010 mit großem Erfolg im Ober-

schlesischen Landesmuseum in Ratingen Hösel zu sehen war, wurde auf eine reich bebilderte Tafelausstellung verkleinert. Diese mobile Version wurde von März bis April 2011 in der Martin-Opitz-Bibliothek Herne sowie von April bis Juli 2011 in der Stadtgalerie Gersfeld in der Rhön vorgestellt.

Die dritte Landung erfolgte im Wiesbadener Haus der Heimat. Hier luden das Kulturreferat des Bundes der Vertriebenen (BdV), Landesverband Hessen e.V., und das Oberschlesische Landesmuseum zur Eröffnung ein. BdV-Landeskulturreferent Otmar Schmitz und Diplom-Biologin Charlotte Dietrich, Mitarbeiterin am Oberschlesischen Landesmuseum und Kuratorin der Ausstellung, gaben eine Einführung in die Ausstellung sowie in die Luftfahrtgeschichte Schlesiens.

Die Ausstellung wurde von vielen deutschen, polnischen und tschechischen Sammlern und Institutionen aktiv begleitet und unterstützt. Der Besucher wird von den ersten Träumen und Flugversuchen des Menschen über Ballons, Zeppeline und Gleitflugapparate bis hin zu Motor- und Segelflugzeugen und den heutigen modernen Verkehrsmaschinen begleitet. Ausführlich werden schlesische Pioniere der Luftfahrt und Verkehrsflughäfen vorgestellt. (KK)

Bücher, Medien, Veranstaltungen

Man kann von historischen Chancen auch überrollt werden

M. Gorbatschow und die deutsche Frage. Sowjetische Dokumente 1986–1991. Deutsche Ausgabe / Aus dem Russischen übertragen von Joachim Glaubitz. Oldenbourg, München 2011, 640 S.

„... nach dem Krieg wurden Staatsgrenzen verschoben. Wir haben ein Drittel Deutschland verloren, unser Land wurde geteilt“, so äußerte sich Helmut Kohl im Oktober 1988 gegenüber Michail Gorbatschow. Eine Veränderung dieser „Realitäten“ sei „keine Aufgabe für unsere Generation“, „vielleicht eine Chance für unsere Enkel“. Diese resignative Haltung in der Frage der Wiedervereinigung wurde auch von anderen maßgeblichen CDU-Politikern eingenommen. So antwortete Professor Kurt Biedenkopf auf die Forderung nach einer aktiveren Politik für die Wiedervereinigung, das sei „eine Aufgabe für künftige Generationen“. Das hinderte ihn nicht, nach dem Sturz des SED-Regimes sofort nach Dresden zu eilen und sich dort an vorderster Stelle zu etablieren.

Dem damaligen Bundeskanzler ist allerdings zu bescheinigen, daß er Gorbatschow am 12. Juni 1989 auf die deutsche Frage hinwies, nachdem dieser den Krieg und die russischen Opfer erwähnt hatte. „Mehr als 10 Millionen Vertriebene und Flüchtlinge verloren ihre Heimat. Unser Vaterland und unsere alte Hauptstadt wurden geteilt“, und diese Teilung „empfinden wir als eine offene Wunde“. Zu dieser Zeit lehnte die russische Regierung ein vereinigtes Deutschland noch entschieden ab, obwohl man das Selbstbestimmungsrecht der Völker und die Normen des Völkerrechts vorbehaltlos einhalten wollte. Auch die Interessen der nationalen

Minderheiten, hier der Deutschen in der UdSSR, sollten beachtet werden. Gorbatschow nannte sie „unsere guten Bürger“ und versprach pauschal eine Lösung ihrer Probleme.

Überschwenglich erklärte Mitte 1989 der damalige Bundespräsident Richard von Weizsäcker: „Alles Dunkle liegt hinter uns, und wir können mit Optimismus in die Zukunft blicken“, und dies vor der Wiedervereinigung. Willy Brandt wollte noch am 17. Oktober 1989 nichts von dem Begriff „Wiedervereinigung“ wissen, dies sei eine „Rückkehr zur Vergangenheit, was erstens nicht möglich und zweitens nicht unser Ziel sein kann“.

Der Fall der Mauer und die Massenflucht der Deutschen aus dem kommunistischen DDR-Staat zwang alle Beteiligten zur Revision ihrer Haltung. Ein großer Teil der „Ergebnisse des Krieges“ war nicht mehr aufrechtzuerhalten. Gorbatschow beunruhigte vor allem die Frage der Grenzen, obwohl Außenminister Genscher schon am 5. Dezember 1989 versicherte: „Wir stellen die Grenzen des polnischen Staates nicht in Frage ...“ Francois Mitterrand sprach das gleiche Thema an, und sein Berater Attali bemerkte am 6.12.1989 zu dem Präsidentenberater Zagladin, Frankreich wolle auf keinen Fall eine Wiedervereinigung Deutschlands, obwohl man sich dessen bewußt sei: letzten Endes werde sie erfolgen.

Die von Helmut Kohl auf Anraten seines Beraters Horst Teltschik im Deutschen Bundestag vorgetragene 10-Punkte-Erklärung stieß auf heftige Kritik der russischen Seite. Diese bekamen auch Genscher und der CDU-Abgesandte Karl Lamers zu spüren. Obwohl Berater Gorbatschows davon ausgingen, daß „Deutschland niemals mit den jetzigen Grenzen einverstanden sein würde“,

beeilten sich Genscher und Lamers gerade dies zu versichern. „Selbst ein vereinigtes Deutschland werde die Frage der Grenzen weder mit Polen noch mit irgendwelchen anderen Staaten aufwerfen ...“ Und fälschlicherweise behauptete der rheinische Politiker Lamers: „Beide deutschen Staaten hätten ja die bestehenden Grenzen anerkannt.“

M. Gorbatschow trug seine Sorgen bezüglich der Grenzen auch dem amerikanischen Außenminister J. Baker bei dessen Besuch am 9. Februar 1990 in Moskau vor. „Wenn man die Tschechoslowakei und Österreich nimmt, dann existiert dort die Befürchtung, daß in einem geeinten Deutschland Kräfte aufbrechen könnten, die Ansprüche auf die Grenzen von 1938, auf das Sudetenland und Österreich erheben könnten. Natürlich werden diese Ansprüche heute nicht geäußert. Aber was wird morgen sein?“

Bundeskanzler Helmut Kohl wurde mehrfach auf die Frage der Grenzen – gemeint waren stets die Ostgrenzen – angesprochen. Er räumte „innenpolitische Schwierigkeiten“ ein und verwies darauf, daß „13 Millionen Menschen aus ihrer historischen Heimat vertrieben wurden und zwei Millionen auf der Flucht umgekommen“ seien, 92 bis 93 Prozent würden sich bei einer Wiedervereinigung für die Anerkennung der Grenze an Oder und Neiße aussprechen. Es wird hier nicht klar, ob Helmut Kohl diese Prozentzahl auf alle Deutschen oder nur auf die Vertriebenen bezog. Er versprach Gorbatschow die gewünschte Festlegung und Bestätigung der Ostgrenze nach einer Vereinigung der beiden deutschen Staaten. In bezug auf die Tschechoslowakei zitierte er den „Bund der Vertriebenen aus dem Sudetenland und aus Böhmen“, der erklärt habe, „er habe kein Problem bezüglich der Grenzen mit der Tschechoslowakei ...“ Gorbatschow bekräftigte gegenüber der „Prawda“ das „Recht der Deutschen auf Einheit“ und behauptete: „Wir haben dieses Recht niemals verneint.“ Allerdings unter der Voraussetzung der „bedingungslosen Anerkennung der derzeit exi-

stierenden europäischen Grenzen sowie des Verzichts auf wie immer geartete revanchistische Territorialansprüche“. Es überrascht nicht, daß der Übergangspräsident Modrow ins gleiche Horn stieß.

Gorbatschow ging es offensichtlich stets um die Anerkennung der „politischen Ergebnisse des Zweiten Weltkrieges“, das heißt um die Unantastbarkeit der sowjetischen Eroberungen sowohl aus dem Hitler-Stalin-Pakt wie der Annexion des nördlichen Ostpreußens. Er hatte eingesehen, daß angesichts der wirtschaftlichen Notlage in Rußland, des politischen Zusammenbruchs der kommunistischen Ideologie und der Unmöglichkeit einer militärischen Unterdrückung der „DDR-Deutschen“ die Vereinigung der beiden deutschen Staaten nunmehr die einzige Lösung war. Mit großer Härte und Klugheit erreichte er aber – auch indirekt unterstützt von den westlichen Staaten – die politische und rechtliche Anerkennung der übri- gen Erwerbungen der Sowjetunion.

Man muß jedoch feststellen, daß bei den Erörterungen der Grenzfrage die Art und Weise der Entstehung der Ostgrenze durch die völkerrechtswidrige Vertreibung keine substantielle Rolle spielte. Die deutsche Seite war zum Teil in vorseilendem Gehorsam bereit zur Hinnahme, weil die Vereinigung der deutschen Teilgebiete bis zur Oder/Neiße Vorrang vor allen anderen Fragen hatte. Für die von den Vertriebenen formulierten deutschen Interessen und ihre Rechte gab es keine Fürsprecher. Sie waren auch nicht in der Lage gewesen, aus ihren Reihen Führungspositionen in der deutschen Politik zu besetzen, die 1988 bis 1990 genügend Einfluß gehabt hätten, um ihre Rechte durchzusetzen. Es fehlte auch die Kraft zu einer Volksbewegung, die in Mitteldeutschland von Berlin bis Leipzig und Dresden das eini- ge Deutschland durchsetzte.

Diese Dokumentation sowjetischer Dokumente aus den Jahren 1986 bis 1991 erlaubt viele Einblicke in das Jahrhundertereignis der Wiedervereinigung des westlichen mit

dem mittleren Deutschland und die Meinungen und Handlungen der beteiligten Politiker.

Dabei wird deutlich, daß die neue Einheit bei westlichen Staaten – ausgenommen die USA – nicht nur Freunde hatte. Unser engster Partner, Frankreichs Präsident Mitterrand, sagte noch im Mai 1990: „Ich bin nicht dafür und nicht dagegen. Diese Frage entscheiden die Deutschen selbst.“ Margaret Thatcher war kategorisch gegen die Einheit.

Bedauerlich ist auch, daß die deutsche Regierung die Frage der Wiederherstellung der Autonomie der Rußlanddeutschen nicht erreicht hat. Dies wäre vielleicht noch unter Gorbatschows Nachfolger Jelzin möglich gewesen. Denn diese Bevölkerungsgruppe hatte mit dem Zweiten Weltkrieg nichts zu tun und war völlig unschuldig Stalins Rache zum Opfer gefallen.

Rüdiger Goldmann (KK)

Das Land der Schlesier mit der Seele suchend

Marek Halub, Matthias Weber (Hg.): Mein Schlesien, meine Schlesier. Zugänge und Perspektiven (Schlesische Grenzgänger 4). Universitätsverlag, Leipzig 2011; zweisprachig: 204 Textseiten Deutsch, 188 Polnisch.

Die meisten von Wissenschaftlern verfaßten Bücher über die Geschichte, Kultur oder Gegenwart haben den Anspruch, möglichst objektiv und authentisch zu berichten. Die vorliegende Anthologie enthält Essays von deutschen und polnischen Autoren, die deren ganz persönlichen, subjektiven Zugang zu „ihrem“ Schlesien und zu „ihren“ Schlesiern beschreiben. Die Herausgeber, der Historiker Matthias Weber (Oldenburg) und

der Germanist Marek Halub (Breslau), beschreiben das so: „Das Buch möchte ein deutsch-polnisches Forum bieten, auf dem in freiem Arrangement und Stil über persönliche Erfahrungen mit Schlesien berichtet werden kann“, in dem die Autoren „ihr subjektives Schlesienbild entsprechend ihrem jeweiligen biographischen und beruflichen Erfahrungshorizont“ skizzieren.

In sechzehn Essays kommen Literaturwissenschaftler bzw. Germanisten und Historiker zu Wort: Angehörige der sogenannten Erlebnisgeneration, die selbst Flucht, Vertreibung und Aussiedlung aus Schlesien erlebt haben – wie zum Beispiel der Schriftsteller Wolfgang Bittner im Gespräch mit Norbert Honsza –, mehr noch aber gerade die zweite und dritte Generation der Nachkommen, die zwar nicht mehr in Schlesien geboren sind, aber ihren familiären Wurzeln nachspüren und berichten, wie sie als Touristen, Wissenschaftler oder Kulturschaffende eine eigene Bindung an das Land aufgebaut haben. Vertreten sind ebenso nach 1945 vor allem aus Galizien nach Schlesien gekommene polnische Umsiedler und wiederum deren Nachkommen. Es sind die Generationen derjenigen, die in Schlesien geboren sind und sich mit ihrer Heimat einschließlich ihrer deutschen Geschichte identifiziert haben. Oft klingt dabei eine fortbestehende Erinnerung an die verlorene Heimat der Elterngenerationen im Osten Polens durch.

Es fällt auf, daß gerade aus den Texten der in Schlesien geborenen polnischen Autoren eine große Affinität zur älteren deutschen Literatur und Kultur der Region spricht, daß etwa die heilige Hedwig als Landespatronin verstanden wird. In Deutschland heute leider nur wenig bekannte Namen wie Martin Opitz, Andreas Gryphius oder Johannes Scheffler (Angelus Silesius) werden immer wieder genannt.

Bei der Lektüre des Buches kommen zahlreiche schlesische Persönlichkeiten und Erinnerungsorte zum Vorschein: von Gerhart

Hauptmann bis hin zu Ilse Langner, vom Eichendorffschen Lubowitz bis zur Universität Breslau, von der Stadt Teschen in Oberschlesien bis zu Grünberg in Niederschlesien.

Der Band, der dem in diesem Jahr stattfindenden 200. Jubiläum der Breslauer Germanistik gewidmet ist, entfaltet ein Panorama ebenso individueller wie unterschiedlicher, gelegentlich auch kontroverser Sichtweisen. Eines haben alle Autoren gemeinsam: Sie interessieren sich nicht nur für Schlesien, sondern sie setzen sich aktiv für die künftige Erforschung, Pflege und Weiterentwicklung dieses Landes ein und tragen so dazu bei, daß es nicht nur Teil der deutschen Kulturgeschichte bleibt, sondern daß seine Kultur, Geschichte und Literatur auch dort aufgearbeitet und weiterentwickelt wird. (KK)

Haut, tätowiert von innen mit Bildern und Texten von früher

Mehrfachbelichtung. Rumänische Erkundungen. Hg. Lese-Zeichen e. V., o. O. 2011, 131 S.

Die auch nach geraumen zwanzig Jahren klemmende, oft beklemmende und doch hoffnungsvolle Öffnung des „Ostens“ bedient nach wie vor das Medieninteresse des „Westens“ mit Bildern und Geschichten, Reminiszenzen und Neuigkeiten, denen der Hauch oder Ruch des Exotischen anhaftet. Dieses hatte immer schon einen Markt, je finsterner, desto marktgängiger, über nichts wundert man sich so gerne wie über das, was einem erspart bleibt.

Eine der Landschaften, die vortrefflich zur Erzeugung wohligen Schauers taugen, ist Siebenbürgen. Dracula, Zigeuner, sächsische Kirchenburgen – ein Dreiklang in Moll, manchmal schrill, zumeist jedoch melancho-

lisch und immer noch ein Garant für nachhallende Resonanz. Was aber kann einem Landstrich heutzutage Besseres passieren, als daß er so ins Blickfeld gerät? Nicht daß damit eine wirtschaftliche Ertüchtigung unmittelbar zusammenhinge, Investoren richten sich nicht nach dem Buchmarkt oder dem Feuilleton, und die immer noch vergleichsweise wenigen Touristen, die jene Provinz bereisen, bringen nicht das große Geld. Aber sie bringen und schaffen europäische öffentliche Aufmerksamkeit, das Land hinter den Wäldern ist wieder in der Welt.

Einen Sammelband eigentümlicher Prosa und Lyrik, in dem jenes Hinterwäldlerische im Vordergrund steht, hat der Fotograf Andreas Berner mit eindrucksvoll scharfen Bildern ausgestattet. Diese und die meisten Texte verdanken sich, wie Helge Pfannenschmidt in seinem Vorwort schreibt, zwei Künstlerexpeditionen 2009 und 2010 nach Siebenbürgen und in die Bukowina, der herausgebende Verein Lese-Zeichen dankt der Kulturstiftung des Freistaats Thüringen für die Förderung. Eine Kultur „im Zustand ihres Verglimmens“ war das Ziel der Expeditionen, entdeckt haben die zumeist jungen Autorinnen und Autoren, wieviel unter Staub und Asche immer noch glimmt.

Natürlich bleibt keines der – schon ange deuteten – Klischees ungenannt, aber auch keines unhinterfragt, ob lyrisch wie bei Nancy Hüner, Daniela Boltres oder Grit Bärenwald, reportagehaft wie bei Friederike Kenneweg oder auf dem Umweg über dort entstandene Literatur wie bei Daniela Danz, Hansi von Märchenborn oder Martin Straub. „Wie ist darüber zu schreiben?“ fragt dieser denn auch gleich zweimal. Die Frage klingt in allen Stücken mit, definite Aussagen leisten (sich) bezeichnenderweise nur zwei Autoren, die ihre Jugend in Rumänien zugebracht haben.

Der eine ist der auch KK-Lesern bekannte Journalist Marius Koity. Er liest und kommentiert mit bewundernswerter Sachlichkeit

das Tagebuch seines Temeswarer Alptrauums als junger deutscher Redakteur und Zielperson der Securitate und druckt Gedichte nach, die in jenen Jahren (1987) – auf fast unerklärliche Weise – in der Bukarester Zeitschrift „Neue Literatur“ erschienen sind. Zudem gibt es in diesem Buch auch einen besonderen Akt poetischer Solidarität mit jenen, die trauern, auch wenn sie nicht so recht wissen, worum: Der Dichter Werner Söllner, dessen Verstummen als fatale Gewißheit galt, hat einige Gedichte beigesteuert, die hier meines Wissens erstmalig zu lesen sind – eine freudige Gelegenheit, ihn traurig zu zitieren:

*Meine Haut
Ist tätowiert von
Innen.*

*Mit Bildern und Texten
Von früher. Irgendwo, fast in
Der Mitte, etwas, das
Weh tut. Ich sollte weniger
Rauchen.*

Die Mitte sucht man vergebens in diesem Buch, gern aber folgt man den Autoren in ihrer (um)kreisenden Bewegung.

Georg Aesch (KK)

Romantik und Romanzen, deutsch und russisch

Eduard Isaak und Robert Korn (Hg.): Es war einmal ... Das Liedgut der Deutschen aus Rußland. Waldemar Weber Verlag, Augsburg 2011, 258 S.

Unter Liedgut der Deutschen aus Rußland verstehen die beiden Herausgeber, der Musiker und Komponist Eduard Isaak und der Pädagoge und Germanist Robert Korn, die Gesamtheit der von den Rußlanddeutschen gesungenen Lieder. Darunter sind selbstverständlich die bekannten deutschen Volks-

lieder und die zu Volksliedern gewordenen Weisen.

Dem Komponisten Friedrich Silcher (1789–1860), der unter anderem auch die „Loreley“ von Heinrich Heine vertonte, ist ein eigenes Kapitel gewidmet. Er steht den Rußlanddeutschen besonders nahe durch seine Vertonung des Liebesgedichtes „Ännchen von Tharau“ von dem aus dem Memelland stammenden Dichter Simon Dach (1605–1659).

Dankenswerterweise ist ein Kapitel auch den von den Rußlanddeutschen gern gesungenen „Russische Liedern“ gewidmet. Diese wurden mit großem Einfühlungsvermögen durch rußlanddeutsche Dichterinnen und Dichter übersetzt. Sie wurden von den Rußlanddeutschen nicht nur in der alten Heimat Rußland gern gesungen, sondern werden auch in der neuen Heimat Bundesrepublik Deutschland nach wie vor gepflegt. Hier tauchen so bekannte Dichter wie Sergej Jessenin und Jewgeni Jewtuschenko in Übersetzungen von Natascha Sinner und Johann Warkentin auf. Auch im Kapitel „Russische Romanzen“ treffen wir unter den 18 Weisen auch in Deutschland bekannte Namen an wie Alexander Puschkin und Iwan Turgenjew, übersetzt u. a. von Viktor Heinz.

Eine Pioniertat ist die Präsentation der vom Herausgeber Eduard Isaak vertonten Lieder zweier der bekanntesten rußlanddeutschen zeitgenössischen Autoren, Viktor Heinz und Robert Weber.

Diese bemerkenswerte Sammlung von Liedern spricht natürlich zuerst Rußlanddeutsche und mit russischer Kultur Verbundene an, aber nicht nur. Denn dieses Buch bringt so vieles vom Volkslied über zu Volksliedern gewordene Kunstlieder bis hin zu Liedern von Klassikern der deutschen und vor allem auch der russischen Literatur, daß auch alle Lieder liebenden Bundesbürger – ja alle aus dem deutschsprachigen Raum – daran Gefallen finden können.

Ingmar Brantsch (KK)

Jeder Mensch eine Möglichkeit meines Selbst

August Brömse und Kathrin Brömse – ein Klassiker der Moderne und dessen (post)moderne Urenkelin aus- und einander gegenübergestellt

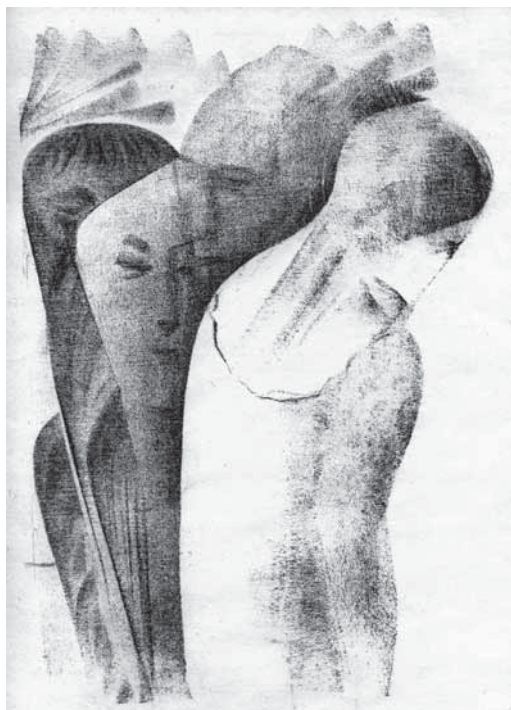
Oft ist heute vom Mehrgenerationenhaus oder der Mehrgenerationenfamilie die Rede. Gar vier Generationen einer Familie, zwei davon live und zwei mit Kunstwerken verschiedener Genres, bot die Eröffnung der Ausstellung „Schattenseiten. August Brömse und Kathrin Brömse“ am 19. November im Kunstforum Ostdeutsche Galerie in Regensburg. Dabei stehen Werke des aus Franzensbad stammenden August Brömse (1873 bis 1925) und seiner 1970 in Göttingen geborenen und heute in Marburg arbeitenden Urenkelin Kathrin Brömse im Mittelpunkt.

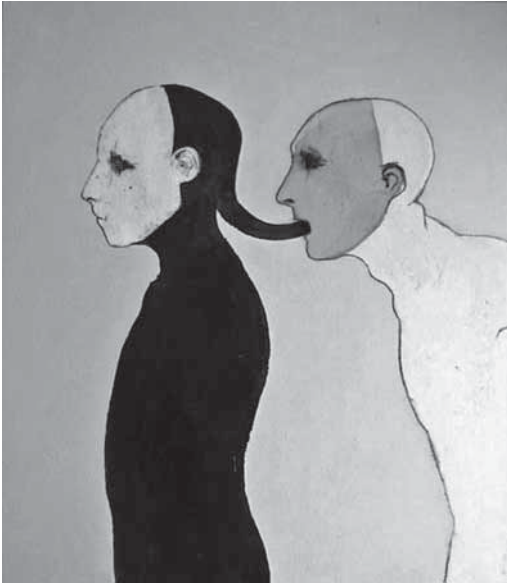
Um gleich zu Beginn das Rätsel der vier Generationen zu entwirren: Umrahmt wurde die Vernissage mit der Sonatine über eine Zwölftonreihe für Flöte allein op. 72 (1983) von Peter Brömse (1912 bis 2004), dem Sohn von August Brömse – gespielt von Ursula Kirchhoff auf der Querflöte. Und der an der Fachhochschule Hannover lehrende Professor Dr. Michael Brömse sprach für die dritte Generation ein Grußwort im Namen der Familie.

Über diesen nicht alltäglichen Coup freute sich besonders Dr. Wolfgang Schörnig, der kommissarische Direktor und stellvertretende Vorstandsvorsitzende des Kunstforums. Er verwies in seiner Begrüßung darauf, daß diese Ausstellung ganz besonders dem Kulturauftrag des Kunstforums Ostdeutsche Galerie entspreche, zumal dieses bereits eine Vielzahl an Werken August Brömse hat. Nicht nur „Show-Events“ sind für

Schörnig wichtig, sondern auch die Präsentation weniger bekannter Künstler. Daß dies in Galeriekreisen auf positives Feedback stößt, zeigt die Tatsache, daß die Brömse-Ausstellung als nächstes in Marburg zu sehen sein wird. Und in Regensburg will man dieser Linie treu bleiben. Besondere Anerkennung zollte der kommissarische Direktor der Kuratorin Gabriela Kasková, die in

August Brömse, Schatten. Verschiedene Techniken, verschiedene Auffassungen...





*... von Realität und Surrealität, aber ein „Schatten“ mit vielen Seiten.
Kathrin Brömse: O. T.*

Bilder aus der Ausstellung

einem Jahr nicht nur einen wissenschaftlich fundierten Katalog erstellt, sondern sich tief in die Thematik eingearbeitet und zahlreiche Kontakte geknüpft hat. Schörnigs Dank galt schließlich den Sponsoren und Förderern sowie der Familie Brömse, die viele Arbeiten zugestiftet hat, unter anderem den 1040 Briefe umfassenden Schriftwechsel August Brömse mit seiner Gattin Else Schünemann über acht Jahre.

Die Beziehung zwischen August und Kathrin Brömse beleuchtete in seinem Grußwort Prof. Dr. Michael Brömse. „Beide sind voneinander unabhängig, jeder ist für sich eine Künstlerpersönlichkeit“, stellte er fest und verwies auf andere Künstler aus der Verwandtschaft, die Kathrin Brömse beeinflussten. Dennoch arbeitete er verbindende Aspekte heraus. „August und Kathrin Brömse stehen auf zwei Seiten eines Abgrundes, in den sie hineinblicken: die Menschheitskatastrophe des 20. Jahrhunderts“, verdeutlichte Michael Brömse, wobei sich sowohl in August wie in Kathrin

Brömse Werke Ansätze von Franz Kafka widerspiegeln. Gemeinsam ist beiden der Blick auf Beschädigte, unter ihrem Anderssein leidende Menschen. „Jeder andere Mensch, wo er auch immer ist, ist immer eine Möglichkeit meines eigenen Selbst“, konkretisierte er und verwies auf die Suche der beiden nach dem Verborgenen, nach unsichtbaren Abgründen, nach Schattenseiten – was der Ausstellung schließlich auch den Namen gab.

Von einem „Dialog mit den Kunstwerken und den Leuten“ sprach Kuratorin Gabriela Kasková und nannte dabei neben den Mitarbeitern und Freunden des Kunstforums die beiden Vertreter der Familie Brömse. Sie ging auf die Vita August Brömse ein, der als Professor an der Prager Kunstakademie tätig war und künstlerisch zwischen Symbolismus und Expressionismus anzusiedeln sei. „Aufgrund des Zweiten Weltkriegs und der Vertreibung ist er in Vergessenheit geraten, eine erste Auswertung seiner grafischen Werke gab es erst 1978 in der Ostdeutschen Galerie“, schilderte sie.

Prägend sei für August Brömse die Begegnung mit altdeutschen und altniederländischen Meistern sowie mit der zeitgenössischen Kunst gewesen. Seinen Lebensunterhalt verdiente er primär als Dekorationsmaler und Werbegrafiker. Mit der Leitung der „grafischen Spezialschule“ und der Professur in Prag erlangte er 1910 die finanzielle Unabhängigkeit. „Er blieb ein nach innen gekehrter einsamer Mensch“, faßte die Kuratorin zusammen. Der von inneren Konflikten geplagte und einsame Mensch – auch als Reaktion auf die Jahre des Ersten Weltkrieges – und die Figur des leidenden Christus als Stellvertreter des leidenden Menschen (s. S. 7) prägen, so Kasková, das Werk August Brömse.

Hier gebe es auch eine „thematische Verwandtschaft“ zu Kathrin Brömse, „eine erstaunliche Ähnlichkeit in Gesichtsausdrücken, Posen usw.“. Doch die Urenkelin geht anders an ihre Werke heran. „Sie macht das

Befremdliche zu einem bestimmenden Motiv ihrer Bilder, wobei manchmal Körperteile fehlen, Pusteln und Accessoires dazukommen oder auch komische, eigenartige, ja groteske und humorvolle Elemente, die fast schon surrealistisch erscheinen. Kathrin Brömse verfolgt keine festgelegte Botschaft, sondern gibt Freiraum für Interpretationen angesichts der eigenen Erfahrungen des Betrachters. Das Kunstwerk an sich bleibt immer ein Geheimnis, das den Be-

trachter zu einer Interpretation herausfordert.“

Etwa 90 Arbeiten auf Papier sowie 30 Gemälde und Temperaskizzen aus dem Zeitraum von 1901 bis 1925 von August Brömse sowie etwa 60 Gemälde und Grafikarbeiten und ein Objekt aus dem Zeitraum von 2003 bis heute von Kathrin Brömse zeigt die Ausstellung bis zum 26. Februar 2012.

Markus Bauer (KK)

Lichtempfindliches leuchten lassen

Das Kunstforum Ostdeutsche Galerie baut seinen Bestand aus und eröffnet eine Reihe von Ausstellungen aus der Grafischen Sammlung

Die Schausammlung im Obergeschoß des Regensburger Kunstforums ist wieder vollständig eingerichtet. Einmalig in Deutschland zeigt die Präsentation unter dem Motto „Erinnerung & Vision“ die Bedeutung deutscher Künstler aus dem östlichen Europa im Kontext der europäischen Kunstgeschichte zwischen Romantik und Moderne. Die zwölf farbstarken Themenräume, die im Jahr 2005 konzipiert wurden, versammeln Hauptwerke von Lovis Corinth, Käthe Kollwitz, Max Pechstein, Karl Schmidt-Rottluff, Otto Mueller, Ludwig Meidner, Lyonel Feininger, Oskar Kokoschka, Oskar Moll, Adolf Hölzel sowie Bernhard Heisig, Anselm Kiefer, Johannes Geccelli und Gotthard Graubner.

Diese Schausammlung ist nun um drei hochkarätige Neuerwerbungen zum 19. Jahrhundert bereichert. Neben dem verschollenen und kürzlich wiederentdeckten Gemälde des Dresdner Romantikers Ludwig Richter, „Frühlingsmorgen im Lauterbrunner Tal“ von 1827, ergänzen zwei Landschaften des Naturalismus sinnvoll den Bestand des Regensburger Museums.

Ludwig Richter ist mit seinen für die deut-

sche Spätromantik als programmatisch geltenden Bildern „Die Überfahrt am Schreckenstein“ (1839) oder „Bergsee im Riesengebirge“ (1839) sowie mit seinen Studien aus Schlesien und Böhmen (1836–38) eng mit dem Sammlungsauftrag des Kunstmuseums verbunden.

Schon zu Lebzeiten war er berühmt durch sein umfangreiches grafisches Werk, insbesondere seine Holzschnitte zu zahlreichen volksnahen Veröffentlichungen. Sein Werk als Landschaftsmaler beginnt er als Schüler Joseph Anton Kochs in Rom (1823–26). Bei dem „Frühlingsmorgen im Lauterbrunnertal“ handelt es sich um ein frühes Hauptwerk. Grundidee des Bildes ist die Spannung zwischen der unzugänglichen, entrückten Hochgebirgsregion und der traulichen Nähe von grünem, bachdurchrauschem Tal mit den darin heimischen Menschen.

Mit Hilfe des Freistaates Bayern wurde ein repräsentatives Gemälde von Gregor von Bochmann, einem der bedeutendsten deutsch-baltischen Künstler, gewonnen. Der an der Düsseldorfer Akademie unter Oswald Achenbach ausgebildete Landschafts- und

Figurenmaler war besonders vom Volksleben seiner estnischen Heimat angetan. Das Gemälde „Sonntagmorgen vor einer Kirche in Estland“ zeigt eine kleine Gemeinde, die in landestypischer Kleidung in das schlichte weißgetünchte Gotteshaus von Rõthel (Ridala/Estland) zur Andacht kommt. Die Szene ist durch ausgeschirrte Pferde, Troikas und Hunde belebt. Landschaft, Architektur und die heimischen Figuren werden als Staffagen minutiös und nuancenreich geschildert.

Als Pionier der Moderne würdigt das Kunstforum Adolf Hölzel mit mehreren Werken zwischen traditioneller Genremalerei und expressiver Abstraktion. Nun ist es mit Hilfe der Adolf Hölzel-Stiftung in Stuttgart gelungen, Hölzels Wirken auch als naturalistischer Landschaftsmaler zu dokumentieren. Während seines mehrjährigen Aufenthaltes in Dachau von 1887 bis 1905 unternimmt der Künstler regelmäßig Ausflüge in die benachbarten Gegenden. So führt sein Weg in den westlich gelegenen Weiler Mitterndorf, den

Holz ist sächlich, der Schnitt männlich, die Anmutung androgyn: Karl Schmitt-Rottluff, Frauenkopf Bild: Museum



er in einer Reihe von Gemälden aus verschiedenen Perspektiven festhält. Das Gemälde „Ein klarer Wintertag“ lenkt den panoramartigen Blick über der Amper auf den östlichen Teil dieses Dorfes, wo sich rechts die Ziegelei von Udlding anschließt.

Mit der neuen Ausstellungsreihe „Schaufenster“ präsentiert sich die Grafische Sammlung im Kunstforum ab Dezember 2011 bis zum 26. Februar 2012 in einem eigenen Raum. Hier wird zukünftig in einer Auswahl Einblick in die umfangreichen Bestände des Regensburger Museums gegeben, die rund 30 000 Zeichnungen, Druckgrafiken, illustrierte Bücher und Mappenwerke umfassen.

Aufgrund ihrer Lichtempfindlichkeit können Werke auf Papier anders als Malerei und Skulptur nicht dauerhaft ausgestellt werden. Um dennoch den Reichtum der Grafischen Sammlung und das weite Spektrum an dort vertretenen Zeichnungen und Druckgrafiken sichtbar zu machen, werden einzelne künstlerische Positionen und thematische Querschnitte temporär in kleineren Präsentationen vorgestellt.

Den Auftakt der Reihe, die im Sommer 2012 fortgesetzt wird, bildet die Ausstellung „Der Holzschnitt – Facetten eines Mediums“. Sie geht den verschiedenen Ausdrucksmöglichkeiten der ältesten druckgrafischen Technik nach, deren Anfänge auf 1400 zurückgehen. Ob im Jugendstil, dem Expressionismus oder in der Gegenwartskunst – die gestalterischen Möglichkeiten des Schneidens in Holz werden immer wieder neu ausgelotet. Dies zeigen ausgewählte Blätter aus dem Zeitraum von 1900 bis zur Gegenwart, etwa von Carl Thiemann, Emil Nolde, Karl Schmidt-Rottluff, Käthe Kollwitz, Gerhard Altenbourg oder Markus Lüpertz. Mit einem Holzschnitt von August Brömse schlägt die Ausstellung auch den Bogen zur Schau „Schattenseiten. August Brömse und Kathrin Brömse“, die ebenfalls bis zum 26. Februar 2012 am Kunstforum zu sehen ist (s. S. 22).

(KK)

„Fenster zum Himmel“

Zum Beten falten rumänische Mönche nicht immer die Hände:
Hinterglasikonen aus Siebenbürgen in Rheinbach

Das Glasmuseum im Eifelstädtchen Rheinbach beherbergt bis zum 8. Januar 2012 die Ausstellung mit dem Titel „Fenster zum Himmel“. Zu sehen ist eine Auswahl von Hinterglasikonen, die Mönche aus dem Kloster Sambata de Sus geschaffen haben. Das Kloster in den Südkarpaten gilt als einer der wichtigsten rumänisch-orthodoxen Wallfahrtsorte in Siebenbürgen und ist dafür bekannt, daß in den hauseigenen Werkstätten außer traditionellen, mit Ei-Tempera auf Holz gemalten Ikonen – wie sie in der gesamten Orthodoxie verbreitet sind – auch die für Siebenbürgen typischen Hinterglasikonen geschaffen werden.

Bei der Vernissage der vorweihnachtlichen Kabinettausstellung demonstrierten die aus Rumänien angereisten Malermönche Vater Siluan, Vater Mihail und Vater Stefan, wie viel Geduld, künstlerisches und religiöses Verständnis notwendig sind, bis eine Hinterglasikone die gewünschten Motivdetails und Farbnuancen aufweist. Betont wurde dabei, daß im ersten Schritt die Vorbereitungen in Form von Umrißzeichnungen stattfinden und dann in weiteren Etappen die einzelnen Farbschichten spiegelverkehrt auf das Glas aufgetragen werden. Alle Arbeitsgänge erfolgen auf der Rückseite des Glases. Man arbeitet mit Tempera- oder Ölfarben, Schattierungen werden durch Lasurfarben erreicht.

Alle Ikonen entsprechen einem traditionellen Kanon. In der rumänischen Orthodoxie sind Ikonen als direkte Verbindung zum Glauben und zu Gott zu verstehen, das bedeutet, daß auch die Betrachter Einblicke durch ein „Fenster zum Himmel“ erhalten.

Obwohl bei den Hinterglasikonen die Kopistenarbeit im Vordergrund steht, werden in jedem Bild auch das Talent und die

Eigenarten der einzelnen Künstler deutlich. Es ist bekannt, daß die Malermönche traditionell auf historische Vorlagen aus der Blütezeit der siebenbürgischen Hinterglasmalerei im 18. und 19. Jahrhundert zurückgreifen. Das Dorf Nicula in der Nähe von Klausenburg/Cluj war eines der wichtigsten Herstellungszentren für Hinterglasikonen in Rumänien. Weitere Standorte gab es in der Umgebung von Hermannstadt/Sibiu, bei Karlsburg/Alba Iulia sowie in Schei, Kronstadt/Brasov, und Sambata de Sus. Die bekannte Malschule im Kloster Sambata de Sus wurde von Timothei Tohaneanu gegründet, der die alte Volkskunst der Ikonen studiert hat.

In der Rheinbacher Ausstellung sind 25 farbenfrohe, naiv-fromme Bilder zu sehen, die unter anderem mit Blattgold verzierte Bild-

Fraglos farben- und glaubensfroh

Bild: Museum



nisse des Heiligen Nikolaus, der Heiligen Konstantin und Helena, der Gottesmutter und der Heiligen Märtyrer Brancoveanu darstellen. Ergänzt wird die Schau durch mehrere Festtagsikonen und durch Motive, die in Anlehnung an die Ereignisse rund um die Geburt und Auferstehung Christi entstanden sind. Die ausgestellten Hinterglasikonen stammen von Calinic Morar, Ieronim Codlea, Stefan Rambulea, Petru Mitrofan und Liviu Chirila, die als Malermönche im Kloster Sambata de Sus tätig sind.

Dr. Ruth Fabritius, die Leiterin des Rheinbacher Glasmuseums – die sich übrigens als gebürtige Siebenbürgerin bereits im Rahmen ihrer Dissertation mit der Hinterglasmalerei und den Ikonen in Siebenbürgen beschäftigt hat –, bot bei der Vernissage Einblicke in die Geschichte und Technik

der Ikonenmalerei in Rumänien. Nach einem historischen Überblick der traditionellen ostkirchlichen Bilderwelt verwies Dr. Fabritius auf die Anfänge der Hinterglasmalerei in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Eine Vorreiterrolle spielten dabei die volkstümlichen katholischen Hinterglas-Andachtsbilder, die von Glashüttenarbeitern aus Süddeutschland, Böhmen und der Slowakei stammten.

Anders als in Mitteleuropa wurden in Siebenbürgen die Heiligenbilder allerdings nicht in Glashütten gefertigt, sondern von rumänischen Bauernmalern sowie von Mönchen und Nonnen in verschiedenen Klöstern geschaffen. Wie Kunst und Religion hier eine Symbiose eingegangen sind, ist anhand der farbintensiven und leuchtenden Hinterglasikonen zu erkennen. (KK)

Noch im Ruhrpott nährte die Nehrung seine Kunst

Eduard Bischoff, einstmals Königsberger Kunstakademie, dann Gelsenkirchen, im Ostpreußischen Landesmuseum



Die Kunst des 20. Jahrhunderts aus den historischen deutschen Ostgebieten kennt nur wenige Künstler, die so charakteristisch für eine Region und ein östliches Kunstzentrum stehen, wie der Königsberger Maler Eduard Bischoff für Ostpreußen und die Königsberger Kunstakademie repräsentativ ist. Zudem war es ihm vergönnt, nach 1945 in der Bundesrepublik noch gut 20 Jahre zu arbeiten und die Kunsttraditionen seiner kulturellen Wurzeln aus Ostpreußen in die Kunstlandschaft seiner neuen Heimat einzubringen.

Der 1890 in Königsberg geborene Maler Eduard Bischoff gehört zu den führenden Künstlern Ostpreußens im 20. Jahrhundert. Seine Studienzeit an der Kunstakademie

Kindliche Hintergründigkeit: Fridolin
Bilder (auch Titel): aus der Ausstellung



*Im Dienst der Kunst, doch ganz bei sich:
Akademiemodell*

seiner Heimatstadt von 1910 bis 1914 fällt in deren Blütezeit unter dem Direktorat von Ludwig Dettmann, dessen Meisterschüler Bischoff wurde. Nach Kriegsende 1918 ließ er sich als freischaffender Künstler nieder und machte sich in wenigen Jahren einen angesehenen Namen. In dieser Zeit begann er außerdem ein intensives Schaffen auf der Kurischen Nehrung, im Kreis der damals gerade zum Begriff gewordenen Künstlerkolonie Nidden.

Bischoff entwickelte seinen eigenen Stil aus dem Eindruck des Spätwerks von Lovis Corinth, aus seinem Schaffen vor der Natur, z. B. in Nidden, wie aus verschiedenen Anregungen aus Expressionismus und Neuer Sachlichkeit. Seiner wachsenden Bedeutung als Künstler in Ostpreußen entsprach schließlich die Berufung an die Königsberger Kunstakademie.

Trotz Flucht und Heimatverlust 1945 gelang es dem Maler schon 1946, seine Arbeit im Westen fortzusetzen, zunächst in der Lüneburger Heide, ab 1948 in der Künstlersiedlung Halfmannshof bei Gelsenkirchen. Auf allen Arbeitsfeldern setzte er sein Werk fort, in der Ölmalerei, Wandmalerei und Grafik. Neue Eindrücke, verstärkt durch viele Reisen in Europa und nach Afrika, führten dabei zu einem Stilwandel hin zu großzügigeren Formen und Kompositionen. Bei allem Neuen blieben jedoch auch die Erinnerungen an Erlebnisse und Bildmotive aus seiner ostpreußischen Heimat weiterhin Gegenstand vieler seiner Arbeiten. In seinem Alterswohnsitz in Soest/Westfalen ist Eduard Bischoff 1974 gestorben.

Die Ausstellung im Ostpreußischen Landesmuseum bietet erstmals seit zwei Jahrzehnten wieder mit mehr als 50 Werken einen großen Überblick über das Gesamtwerk des Malers. Mit großzügiger Unterstützung durch Ingo-Endrick Lankau, den Enkel des Malers, der den umfangreichen Künstlernachlaß verwaltet, gelingt es, alle Schaffensphasen Eduard Bischoffs mit beispielhaften Werken darzustellen.

Eine solche in die Tiefe gehende Darstellung ostpreußischer Kunst gelingt heute nur noch bei ganz wenigen Malern. Zuviel ist im Laufe der Jahrzehnte seit 1945 verlorengegangen.

(KK)

„Das siehst du niemals wieder“

Vieles hat Christa Wolf gesehen, vieles auch sichtbar gemacht,
lesbar bleibt es auch nach ihrem Tod

Auf das Thema Flucht und Vertreibung hat sich Christa Wolf erst spät eingelassen, als sie schon auf beiden Seiten der innerdeutschen Grenze bekannt und mit dem Heinrich-Mann Preis (1963) und dem Nationalpreis dritter Klasse (1964) ausgezeichnet worden war. Dem westdeutschen Beobachter der DDR-Literatur und der literarischen Produktion Christa Wolfs war bald klar, daß sie auch dieses gewaltige Thema irgendwann einmal aufgreifen würde, nachdem sie es in ihrem Essay „Blickwechsel“ (1970)

Im Kopf viel mehr Fragen als auf dem Zettel:
Christa Wolf Bild: Brigitte Friedrich



schon angedeutet hatte: „Es war jener kalte Januarmorgen, als ich in aller Hast auf einem Lastwagen meine Stadt in Richtung Küstrin verließ und als ich mich sehr wundern musste, wie grau diese Stadt doch war, in der ich immer alles Licht und alle Farben gefunden hatte, die ich brauchte. Da sagte jemand in mir langsam und deutlich: Das siehst du niemals wieder.“

Zunächst aber war sie, das am 18. März 1929 geborene Flüchtlingsmädchen aus Landsberg an der Warthe in Ost-Brandenburg, die begeisterte Jungkommunistin, die mit ihren Eltern Otto und Hertha Ihlenfeld eine neue Heimat in Mecklenburg gefunden und 1949 in Bad Frankenhausen/Thüringen das Abitur bestanden hatte. Damals wurde sie auch SED-Mitglied, was sie, trotz aller Kritik an Staat und Gesellschaft, bis Juni 1989 blieb. Sie studierte Germanistik bei Joachim Müller in Jena und bei Hans Mayer in Leipzig, heiratete 1951 ihren Studienfreund Gerhard Wolf, ihre beiden Töchter Annette und Katrin wurden 1952 und 1956 geboren. Nach dem Staatsexamen arbeitete sie als Verlagslektorin in Halle und als Redakteurin der Zeitschrift „Neue Deutsche Literatur“, lebte bis 1976 in Kleinmachnow in der märkischen Provinz und seitdem in Ostberlin. Irgendwo im stillen Mecklenburg besaß sie auch eine Datsche, wohin sie sich zum Schreiben zurückzog.

Nach der Veröffentlichung der „Moskauer Novelle“ (1961), die heute vergessen ist, arbeitete sie an ihrem Roman „Der geteilte Himmel“ (1963), der sie über Nacht berühmt machte. Es ist die Geschichte der gescheiterten Liebesbeziehung zwischen dem Chemiker Manfred Herrfurth, der die Ineffizienz sozialistischer Planwirtschaft erkennt und vor dem 13. August 1961 „Republikflucht“ nach Westberlin begeht, und der Lehramts-

studentin Rita Seidel, die ein Praktikum im Waggonwerk Halle-Ammendorf ableistet und in jugendlicher Unschuld an den Sozialismus glaubt. Die Entscheidung gegen ihren Verlobten und für den Sozialismus geht über ihre Kräfte. Während der Arbeit bricht sie nieder und kommt für Wochen ins Krankenhaus: „Wer in der Welt hatte das Recht, einen Menschen ... vor solche Wahl zu stellen, die, wie immer er sich entschied, ein Stück von ihm forderte?“ Das Buch, das 1964 verfilmt wurde, löste eine heftige Diskussion aus, die kaum einzudämmen war.

Sechs Jahre später kam es erneut zu Kontroversen mit der Partei über den Roman „Nachdenken über Christa T.“, der die Jahreszahl 1968 trug, aber erst 1969 ausgeliefert wurde und nur in einer Nominalauflage von 5000 Exemplaren. Es ging um den Tod einer jungen Lehrerin, die am Sozialismus zerbricht.

Aber durch ihre auch in Westdeutschland erschienenen Romane, Erzählungen und Essaybände wurde ihre Position immer unangreifbarer, nachdem sie auch den Bremer Literaturpreis (1978) und den Georg-Büchner-Preis (1980) erhalten hatte. In ihrer Erzählung „Kassandra“ (1983) kritisierte sie schließlich auch die sowjetische Kriegsindustrie, eine Passage, die in der DDR-Ausgabe des Buches gestrichen wurde. In ihrem Textstück „Was bleibt“, 1979 entstanden, aber erst 1990 veröffentlicht, womit sie einen heftigen Streit über DDR-Literatur auslöste, berichtet sie vom unerwarteten Besuch 1977 einer jungen Kollegin, die, frisch entlassen aus dem Frauenzuchthaus Hoheneck im Erzgebirge, nach Ostberlin gefahren war und bei ihr an der Haustür geklingelt hatte. Sie nennt keinen Namen, es war die Lyrikerin Gabriele Kachold (geb. 1953), die wegen „Staatsverleumdung“ verurteilt war. Diese Welt da ganz unten, die Nachtseite des So-

zialismus, kannte sie nicht und wollte sie nicht kennen. Der DDR-Lyriker Durs Grünbein (1962) begegnete ihr nach dem Mauerfall im Dezember 1989: „Sie konnte nicht fassen, was ich als Augenzeuge berichtete und am eigenen Leib erfahren hatte ... Hier saß einer der für den Kommunismus ewig verlorenen Söhne einer mütterlichen Träumerin gegenüber, und beide hatten wohl füreinander Mitleid.“

Christa Ihlenfeld hat, als sie noch so hieß, das erlebt, was vier Millionen spätere DDR-Bürger auch erlebt haben: Flucht, Vertreibung, Heimatverlust. Eine Handvoll DDR-Schriftsteller, unter ihnen Werner Heiduczek aus Oberschlesien, Elisabeth Schulz-Semrau aus Ostpreußen, Ursula Höntsch-Harendt und Armin Müller aus Niederschlesien, haben versucht, diesen „ungeheuren Verlust“ (Max Frisch) literarisch zu bewältigen.

Auch Christa Wolfs Roman „Kindheitsmuster“ (1976) über ihre frühen Jahre in der Neumark und nach der Flucht in Mecklenburg hat heftige Kritik erfahren, obwohl sie sich eifrig bemüht hat, die von der Roten Armee in den deutschen Ostgebieten angeordneten Vertreibungsverbrechen nicht in aller Grausamkeit zu beschreiben, sondern lediglich anzudeuten.

Daß sie nicht offen darüber schreiben konnte, teilt sie ihren Lesern in diesem Buch allerdings unumwunden mit. So berichtet sie von einem Besuch in einem Moskauer Krankenhaus, wo sie einen sowjetrussischen Geschichtsprofessor trifft, der im Sterben liegt und sie tröstet: „Du würdest die Zeit erleben, da man offen und frei über alles werde reden und schreiben können.“

Zweiundzwanzig Jahre lang hat sie das gekonnt und getan.

Jörg Bernhard Bilke (KK)

Noch einmal Petra Flath: Richtigstellung – auch zum eigenen Ergötzen



Mit dem Bericht zu der Ausstellung des Adalbert Stifter Vereins mit Fotografien von Petra Flath im vorigen Heft sind wir zwar den Fakten halbwegs gerecht geworden, nicht im entferntesten jedoch allem, was diese Künstlerin jenseits ihres „dokumentarischen“ Beginnens erschafft, eine Porträtistik, in der fürwahr, wie es im Titel hieß, der/die Porträtierende sich zu erkennen gibt. Zudem ist das Aquarellbildnis Johann Böhms durch einen Übermittlungsfehler in den Text gera-

ten und illustriert ihn nicht im mindesten. Hier nun zwei echte Flaths, nämlich ein – ebenso echter – Hellmut Karasek mit leeren Stühlen im Rücken und ein – gleichfalls echter – Markus Lüpertz hinter dem Rücken seiner Skulptur. Wer Augen hat zu sehen, der denke. (KK)



KK-Notizbuch

Das Polnische Institut Düsseldorf erinnert mit einer Fotoausstellung von **Erika Kiffel** an zwei wichtige kulturpolitische Aktionen zur deutsch-polnischen Verständigung, die in den 80ern in der Landeshauptstadt stattgefunden haben: die Künstlerinitiative „**Gegen das Kriegsrecht in Polen – für Solidarnosc**“ (1982) und die deutsch-polnische Ausstellung „**Dialog**“ (1989/90, auch in Duisburg und Warschau). Erika Kiffel hat diese beiden wichtigen Ereignisse nah erlebt und in präzisen Schwarzweißbildern dokumentiert.

Der **Bildkalender des VDA** für das Jahr 2012 (13 Kunstdruckblätter – zu bestellen beim VDA, Kölnstraße 76, 53757 Sankt Augustin) widmet sich einem außergewöhnlichen Thema, dem deutschen **Minnesang**. Die Bilder stammen größtenteils von **Anton Welzl**, einem heute weniger bekannten Künstler der zwanziger Jahre des vorigen Jahrhunderts.

Noch bis zum 8. Januar 2012 zeigt das **Oberschlesische Landesmuseum** Ratingen seine Ausstellung „**Schloßgeschichten**“ zum Thema Adel in

Schlesien. Am 29. Januar wird zum 300. Geburtstag Friedrichs des Großen die Ausstellung „**30XFriedrich. Preußens König und Schlesien**“ eröffnet, die überleitet zur Ausstellung über die Befreiungskriege vor 200 Jahren, geplant 2013.

Das **Glasmuseum Rheinbach** präsentiert bis zum 4. März 2012 unter dem Titel „Karfunkelschein“ Modeschmuck der Firma **Prade**, 1922 gegründet, die zuerst

in Gablonz und später in Schwäbisch Gmündt fertigte.

Hans-Jürgen Schuch wurde zum Vorsitzenden des Rates der Stiftung **Nordostdeutsches Kulturwerk** wiedergewählt.

Dieses Heft wurde gedruckt mit Unterstützung des Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien. (KK)

www.ostdeutscher-kulturrat.de

Ihr Interesse kann Interesse wecken!

Wenn Ihnen die Thematik der **Kulturpolitischen Korrespondenz** am Herzen liegt, so geben Sie sie bitte auch an Bekannte und Freunde weiter. Die Stiftung Deutsche Kultur im östlichen Europa – OKR ist dankbar für jede Hilfe bei der Erfüllung ihrer selbstgestellten Aufgabe, ostdeutsches kulturelles Erbe bewußt und europäischen kulturellen Austausch lebendig zu erhalten.

Bestellschein

Ich möchte Ihre monatlich erscheinende

KULTURPOLITISCHE KORRESPONDENZ

regelmäßig zugeschickt erhalten. Die Jahresgebühr von 35 Euro begleiche ich nach Erhalt der Rechnung. Das Abonnement ist zum Jahresende kündbar.

**Stiftung Deutsche Kultur im östlichen
Europa – OKR
Kaiserstraße 113
53113 Bonn**

Meine Versandanschrift lautet:

Name

Straße

PLZ/Ort

Unterschrift

Telefon 02 28 / 2 89 33 12
Telefax 02 28 / 2 89 33 14
E-Mail georgaescht@arcor.de